Die Christliche Welt

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / IN VERBINDUNG MIT FRIEDRICH SIEGMUND-SCHULTZE HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

46. Jahrgang 2. April 1932 Nummer 7

Inhalt

In tiefer Nacht . . . . . Emma Müllenhoff
Jesu Auferstehung und unsere . . . . . Martin Rade
Ein jüdischer Gelehrter über Jesus von Nazareth Walther Classen
Die letzte Theokratie. Schluß . . . . . Hans Schimmelpfeng
Bramwell Booth . . . . . Erich Schick
Eine erwachende Kirche. Schluß . . . . . Carl Arnold
Nochmals: Was verlangt die gegenwärtige Not von uns? . . . . . Friedrich Siegmund-Schultze
Vom Kriege zwischen Mathilde Ludendorff und dem Christentum . . . . . Carl Anders Scharbau
Zum Streit um Hennecke . . . . . Hermann Mulert, Walther Classen
Von der Weltabrüstungskonferenz . . . . . Adolf Keller
Konfessionelles im politischen Wahlkampf . . . . . Martin Rade
Politisches zu Kirchenwahlen. Ein nationalsozialistisches Rundschreiben
Zum Streit um Dehn . . . . .

Bücher und Schriften – Chronik – Verschiedenes
Versammlungskalender – Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Postverlagsort Stuttgart

In Kürze erscheint:

Entfesselung der Unterwelt

Ein Querschnitt durch die Bolschewisierung Deutschlands

Von Dr. Adolf Ehrt und Dr. Julius Schweickert.

Ca. 320 Seiten Text mit vielen Illustrationen und 16 Bildtafeln. Gr. 8° in vornehm. Ausstattung, kart. ca. 8.– Mk., Lein. ca. 9.– Mk.

Inhalt:

I. Die allgemeinen Voraussetzungen.

Die bolschewistische Gesinnung / Der Vorgang der Bolschewisierung / Die bolschewistische Taktik: Klassenfront; Einheitsfront / Die Arbeitsmethoden: Agitprop; Terror / Bolschewistische Organisationen: Die Grundorganisationen; Die Einheitsfrontorganisationen; Die Vorpostenorganisationen / Die Lage

II. Der Sozialbolschewismus.

Die Sozialdemokratie / Das Proletariat: Kommunistische Betriebszellen; Rote Betriebsräte; Revolutionäre Gewerkschaftsopposition / Die Erwerbslosen / Die Bauern / Die Frau / Die Jugend.

III. Der Kulturbolschewismus.

Die „freie Liebe" / Das „freie Denken" / Die „rote Hilfe"

IV. Der politische Bolschewismus.

Landesverrat / Nationalbolschewismus / Terror / Der bewaffnete Aufstand.

V. Die Entstehung des Bolschewismus aus der geistigen Krise der Gegenwart.

Die Verfasser bemühen sich, objektiv und schonungslos zugleich das unheilvolle Zusammenwirken der immanenten Zerrüttung Deutschlands mit der planmäßigen Zersetzung durch den organisierten Bolschewismus klarzulegen. Die geistesgeschichtlichen Zusammenhänge, die politischen und wirtschaftlichen Hintergründe und massenpsychologischen Untergründe werden untersucht und die Ergebnisse und Aussichten der Bolschewisierung Deutschlands werden erörtert. An Hand von reichem Material versuchen die Verfasser ein wirklichkeitsgetreues, ungeschminktes und umfassendes Bild der inneren und äußeren Zerstörung Deutschlands durch den Bolschewismus zu geben. — Aus der Einführung: „Entfesselung der Unterwelt" nennen wir unser Buch, weil wir die Überzeugung gewonnen haben, daß dies der wesentliche Inhalt der Bolschewisierung Deutschlands ist. Alle Bindungen und Ordnungen müssen fallen, um den marxistischen Fesseln Platz zu machen; alle Gemeinschaften müssen aufgelöst werden, um dem kommunistischen Kollektiv Raum zu geben. Mit innerer Notwendigkeit wendet sich der organisierte Bolschewismus an die Unterwelt im einzelnen Menschen, ebenso wie in der Volksgesamtheit, weil er hier die verdrängten Ansprüche, die dunklen Triebe und rohen Kräfte findet, mit deren entfesselter Energie er den Umsturz wagen und die Diktatur des entgotteten Verstandes errichten will."

Eckart-Verlag G. m. b. H., Berlin-Steglitz

Zum tieferen Verständnis der Arbeiterseele!

Das proletarische Schicksal

Ein Querschnitt durch die Arbeiterdichtung der Gegenwart

Mit acht Bildern von Käthe Kollwitz, Frans Masereel, Rudolf Schiestl und Otto Kast. — Herausgeg. von Hans Mühle. Dritte Auflage. Preis kartoniert 3.40 Mark, Leinen 4.50 Mark

Wer die Not, das Ringen und den Glauben der modernen Arbeiterschaft kennen lernen will, greife zu diesem Buch. Christl. Volkswacht

Ein Anreger, für den wir zu ernstem Dank verpflichtet sind. Eckart

Ich wage zu sagen, daß kein Pfarrer daran vorbeigehen darf, um seines Amtes willen. Pastoralblätter

Hier finden wir das deutsche Volk der Zukunft. Das Buch kann gar nicht hoch genug gewertet werden. Neue Saat

GOTHA
LEOPOLD KLOTZ VERLAG

Soeben erschien:

St. Paul's Conception of Recompense.

Von Prof. Dr. Floyd V. Filson, Chicago/Jll.

IV, 152 Seiten. 8°.

Untersuchungen zum Neuen Testament
Herausgeber: Hans Windisch. Heft 21

Diese Arbeit sucht zu beweisen, daß Paulus niemals aufgehört hat den Vergeltungsgedanken zu vertreten. Gegenüber allen Versuchen, die Bedeutung dieses Gedankens bei Paulus zu unterschätzen bzw. wegzuerklären, hält der Verfasser an der Wichtigkeit und Lebendigkeit dieser Überzeugung des Paulus fest. Daß die göttliche Gnade eine zentrale Stellung im Leben und Denken des Apostels einnimmt, wird nicht vergessen. Aber weil er unter dem Einfluß eines eschatologischen Enthusiasmus lebt, weil er Größeres von der wunderwirkenden Kraft Gottes im geisterfüllten Leben des Christen erwartet, als wir moderne Menschen es tun, kann er zu gleicher Zeit und ohne sich einer Spannung bewußt zu sein, die beiden ergänzenden Grundwahrheiten, Gnade und Vergeltung, verkündigen.

Preis brosch. RM 9.—, geb. RM. 11.50

Ausführliches Verzeichnis der Sammlung „Untersuchungen z. N. T." (P. 978) steht zur Verfügung.

JHC

VERLAG DER J. C. HINRICHS'SCHEN BUCHHANDLUNG IN LEIPZIG C 1

Die Christliche Welt

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / IN VERBINDUNG MIT FRIEDRICH SIEGMUND-SCHULTZE HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

Nr. 7 Gotha, 2. April 1932 46. Jahrgang

Inhalt: In tiefer Nacht [Sp. 289] — Jesu Auferstehung und unsre [Sp. 290] — Ein jüdischer Gelehrter über Jesus von Nazareth [Sp. 290] — Die letzte Theokratie [Sp. 296] — Bramwell Booth [Sp. 302] — Eine erwachende Kirche [Sp. 304] — Nochmals: Was verlangt die gegenwärtige Not von uns? [Sp. 309] — Vom Kriege zwischen Mathilde Ludendorff und dem Christentum [Sp. 321] — Zum Streit um Hennecke [Sp. 325] — Von der Weltabrüstungskonferenz [Sp. 329] — Konfessionelles im politischen Wahlkampf [Sp. 330] — Politisches zu Kirchenwahlen [Sp. 331] — Bücher und Schriften: Die Programme der politischen Parteien Deutschlands (Krey); Gibt es noch Freude? (Lehmann); Das alte Testament und evangelisches Christentum (Meinhold) [Sp. 333] — Chronik [Sp. 334] — Zum Streit um Dehn [Sp. 335] — Verschiedenes [Sp. 336] Versammlungskalender [Sp. 336] — Anzeigen

In tiefer Nacht

In tiefer Nacht bin ich erwacht
Und habe an mein Volk gedacht;
An dieses Volk, das leidverwirrt,
In Wegen und in Zielen irrt.
Herr, leuchte seinen Pfaden!

Es geht dies Volk in Ketten schwer,
Sein Auge sieht das Licht nicht mehr.
Den Händen fehlen Werk und Brot,
Der Jugend fehlt das Morgenrot,
Darin die Stirn zu baden!

Zerbrochen Hoffnung und Vertraun;
Nur Du kannst ihm die Wege baun,
Nur Deine Hand fügt Stein um Stein
Zusammen ihm zu neuem Sein
Erweis Dich uns in Gnaden!

Kiel Emma Müllenhoff

Jesu Auferstehung und unsre

Gleichwie Christus ist auferwecket durch die Herrlichkeit des Vaters, also sollen auch wir in einem neuen Leben wandeln. Röm. 6, 4

Immer wieder wird uns Christen, die wir an ein Jenseits des Todes glauben, der Egoismus vorgeworfen, der in dieser Vorstellung liegt. Mit vollem Recht, wo es sich nur um eine Verlängerung unsers Daseins handelt oder vollends um eine Verbesserung unsrer Lage bis zur restlosen Glückseligkeit. Die Christenheit aller Jahrhunderte ist angefüllt von dieser gottlosen Wahnvorstellung. Ja man darf sagen, wenn irgend sonst in der christlichen Frömmigkeit im Laufe der Jahrhunderte ein Fortschritt stattgefunden hat, so in dieser Richtung. Der Jenseitsglaube als bloße Selbstsucht ist seltener geworden. Die Selbstsucht hat sich in andre Bahnen ergossen, der Weg über das Jenseits ist ihr zu weit und zu unsicher geworden.

Gegen dieses Spiel mit der Unsterblichkeit hat Schleiermacher in der zweiten seiner Reden unsterbliche Worte gesprochen. Sie treffen diese Geistesverfassung ins Herz, und kein wirklich frommer Mensch wird sich ihrer Wucht und Wirkung entziehen.

Das hindert nicht, daß der christliche Auferstehungsglaube wie die gemein-menschliche Unsterblichkeitshoffnung noch immer dem naiven oder brutalen Lebensdrange Sklavendienste tun muß. In Wahrheit steht es so, daß Glaube an die Auferstehung Jesu und Glaube an unsre Auferstehung nicht möglich ist, ohne daß automatisch gleichzeitig der vom Glauben ergriffene Mensch eine sittliche Erneuerung erfährt. Daß damit das ewige Leben, das er irgendwie vom Jenseits erhofft, von ihm schon hier und heute Besitz nimmt.

Es wird zur Ehre Gottes und seiner zuvorkommenden Gnade von der Theologie viel Mühe darauf verwandt, Dogmatik und Ethik, Glauben und Werk, zu scheiden. Man sollte lieber ohne Unterlaß im Schweiße seines Angesichts daran arbeiten, sie für immer und für Alle unlöslich zu verbinden.

Sündenvergebung! Gewiß das, was not tut. Aber vergessen wir doch für einen Augenblick allen Streit und alle Torheit, die sich auch an diese Sache, an diesen heiligen Erweis der ewigen Gnade angeheftet haben! Sündenvergebung, die nicht vom Moment ihrer Empfängnis an aus dem Sünder einen Gerechten macht, steht so tief unter dem Niveau des religiös Möglichen, daß wir davor fliehen sollen wie vor dem Teufel. Bloße Form, leerer Akt, keine besondere Tat, keine Erlösung! So zu denken nur neue Sünde gegen den Schöpfergott, gegen die wirksame Gnade.

Und also aller Osterglaube nur von Wert und Wahrheit, wenn er tief eingetaucht ist in das ewige Leben, das beides zugleich überwindet: den leiblichen und den geistlichen Tod. Paulus hat das Römer am Sechsten unübertrefflich gesagt. Es braucht darum keinem Evangelischen bange zu werden um seine „Rechtfertigung aus dem Glauben". (Falls er diese einstige Formel noch liebend versteht.) Im Gegenteil: singen und springen soll er um des Glückes willen, daß ihm in, mit und unter der Vergebung zugleich Anfänge eines neuen rechtschaffenen Seins, Kräfte einer besseren, reicheren, freieren Zukunft beschert werden. Er darf nicht nur, er soll dessen fröhlich und gewiß sein, daß wir „der Sünde gestorben — leben Gott in Christo Jesu, unserm Herrn". Es ist mit der Ueberwindung der Sünde genau wie mit der Ueberwindung des Todes. Noch sterben wir, obwohl wir den Osterglauben haben, aber siehe — wir leben. Noch sündigen wir, obwohl wir den Osterglauben haben, aber siehe — wir laufen mutig einem Ziele zu: unsrer Heiligung. Matth. 5, 48. 1. Thess. 4, 3. Phil. 3, 12—14. R

Ein jüdischer Gelehrter über Jesus von Nazareth

Joseph Klausner, Jesus von Nazareth. Jüdischer Verlag, Berlin 1930. 592 Seiten. 15 M.

Wenn ein jüdischer Professor an der Universität Jerusalem auf Hebräisch ein Werk über Jesus schreibt, das ins Deutsche und Englische übersetzt wird, dann geht das auch uns an. Der Verfasser, von Hochachtung gegen Jesus erfüllt, aber seinen jüdischen Standpunkt durchaus behauptend, zeigt uns Jesus so, wie er etwa einem jüdischen Zeitgenossen erscheinen mußte, der den Rabbi Jesus von Nazareth bewunderte, aber aus jüdisch-patriotischem Gefühl ihn als Messias nicht anerkannte.

1

Wir müssen dem Verfasser zunächst dankbar sein, daß er die Hypothese von der Ungeschichtlichkeit Jesu gründlich und wie mir scheint endgültig erledigt. Er hat das ausgebreitetste Quellenmaterial zusammengeholt und benutzt. Da ist es für uns

Christen sehr interessant zu hören, wie Jesus als geschichtliche Erscheinung auch im Talmud deutliche Spuren hinterlassen hat. Klausner, dank seiner Kenntnis des Talmud, unterscheidet scharf ältere und jüngere Teile des Talmud. Aus den älteren Teilen erhalten wir die Nachrichten, daß Jeschua von Nazareth Wunder vollbrachte, Israel verführte, daß er über die Worte der Weisen spottete, das Gesetz auf dieselbe Weise auslegte wie die Pharisäer, daß er sagte, er sei nicht gekommen etwas vom Gesetz hinwegzunehmen oder ihm etwas hinzuzufügen, daß er am Vorabend des Passahfestes, der auf einen Sabbath fiel, als ein Irrlehrer und Verführer gekreuzigt wurde und daß seine Jünger in seinem Namen Kranke heilten.

Das heißt: Jesus erscheint in diesen Talmudstellen deutlich als geschichtliche Persönlichkeit.

Davon unterscheidet nun Klausner spätere Schichten des Talmud. Hier erst findet sich die Behauptung, Jesus sei der uneheliche Sohn eines römischen Soldaten Pandera und der Maria gewesen. Klausner erkennt das als christenfeindliche jüdische Legende. Und er findet eine sehr wohl mögliche Erklärung, wie diese Legende entstanden sei. Die Christen nannten ihren Herrn mit besonderer Betonung: den Sohn der Jungfrau. Das klang den Juden unsympathisch, ja gotteslästerlich. So machten sie aus dem Sohn der Jungfrau (griechisch: Parthenos) in höhnischer Weise den Sohn der Pantherkatze. Später wurde die Ironisierung nicht mehr verstanden, und es wurde daraus ein vermeintlicher Vater Jesu Pantera oder Pandera. Dieser Pandera spielt dann weiter eine Rolle in dem Buche Toldoth Jeschu. Dieser Schrift, die noch Haeckel hat helfen müssen, um in seinen „Welträtseln" Anklagestoff gegen das Christentum zusammenzubringen, spricht Klausner jeden historischen Wert ab. Sie sei nur lehrreich für die Stimmung der Juden gegen die Christen. Zwischen dem 5. und 10. Jahrhundert sei diese Schrift entstanden.

Sehr genau untersucht unser jüdischer Gelehrter die viel umstrittene Josephusstelle und kommt zu dem Resultat, daß Josephus von Jesus gesagt habe, daß er ein weiser Mann gewesen, Vollbringer wunderbarer Taten, daß er Juden und Griechen an sich gezogen, daß er auf Betreiben der Vornehmsten der Juden gekreuzigt worden, daß der Stamm der Christen bis auf Josephus Tage fortdaure.

Die Hauptquelle ist natürlich auch für Klausner das Neue Testament. Vor allen die synoptischen Evangelien. Dem Johannes-Evangelium komme im allgemeinen nicht die Bedeutung eines historischen oder biographischen Dokumentes zu; auch die Bemühungen Schlatters und einiger englischer Gelehrter, die er mit Achtung nennt, ändern diese Auffassung nicht. Er kennt die gesamte christliche wissenschaftliche Arbeit, berichtet über die Leben-Jesu-Forschung und bringt interessante Mitteilungen über jüdische Bücher, die sich in den letzten 60 Jahren mit Jesus beschäftigt haben. Am wichtigsten erscheint darunter das Werk Daniel Chwolsons. Dieser hat ähnlich, wie wir es bei Klausner kennen lernen, Jesus als Juden unter Juden gezeichnet, und die Altersschichten des Talmud unterschieden.

Wenn man sich in Klausners ernste besonnene Arbeit vertieft, gewinnt man das Buch und den Mann lieb. Er sucht herauszuarbeiten, was geschichtlich erkennbar ist, und erklärt, warum die Juden Jesus als Messias ablehnen mußten und auch er ihn ablehnt.

Betrachten wir also das Bild, das Klausner gezeichnet, und dann die Gründe seiner Ablehnung Jesu als Messias.

2

Wenn man bald 40 Jahre in der Leben-Jesu-Forschung steht und mit Schmerzen sieht, wie die gewaltige Arbeit deutscher, holländischer, englischer, skandinavischer, französischer Forschung zuweilen von einem jüngeren Geschlecht, das oft recht bescheidene philologische und historische Schulung besitzt, einfach als belanglos vom Tisch heruntergewischt wird, als veraltete liberale Theologie, dann erkennt man mit Freuden, wie ein strenger Gelehrter aus anderem Lager fast dasselbe Bild aufbaut wie jene älteren, heute oft gering geachteten und wenig gekannten frommen christlichen Forscher.

Natürlich ist Klausner ein zu gewiegter Historiker, als daß er versuchen wollte, eine vollständige Geschichte Jesu zu schreiben. Was er aber gibt, ist ein Bild vom Charakter Jesu und seiner Stellung in seinem Volke und gewissen wichtigen, deutlich erkennbaren Entscheidungen in seiner Laufbahn. Er erkennt, daß die Taufe durch Johannes entscheidend in Jesu Lebensweg war. Der gewaltige, fromme, patriotische Eifer dieses dem Elias ähnlichen Propheten weckte in Jesus das Bewußtsein der Berufung: Er selbst ist der Messias. Das geschah aber unbemerkt, Johannes hat Jesus noch nicht erkannt. Sicher hat Klausner mit dieser geschichtlichen Wertung der Taufe Jesu Recht gegen manche andere, z. B. Eduard Meyer.

Der von dem neuen Selbstbewußtsein Gehobene und Erschütterte mußte nun die Einsamkeit suchen, um mit sich selbst fertig zu werden. Den inneren Kampf Jesu beurteilt Klausner aber schwerlich ganz richtig. Er sagt: Jesus verwarf den Kampf gegen die Römer als für seine träumerische und geistige Natur nicht geeignet. Eine gewisse sehr kräftige Linie im Bilde Jesu hat Klausner nicht gesehen. Wir kommen noch darauf zurück. An dieser Stelle erkennt unser Gelehrter nicht, daß Jesus mit dem imperialistischen-messianischen Ideal überhaupt gebrochen hat, weil in ihm ein Gottesgefühl lebte, das ihn auf ganz andere Bahnen führte.

Klausner erkennt weiterhin in den ersten Kapiteln des Markus eine sehr gute Quelle, die auf unmittelbare Erinnerung zurückgeht. Es ist erkennbar Jesu erstes Auftreten und die ersten Tage in Kapernaum, die Kraft Jesu, Kranken, die ihm vertrauen, zu helfen, Erregung und Begeisterung in den kleinen Städten am Seeufer, aber auch alsbald der Gegensatz der Pharisäer, die durch diesen jungen Rabbi ihre Art zu lehren bedroht und durchkreuzt sehen. Schon besprechen sich angesehene Männer der herrschenden Richtung und Beamte des Herodes. Klausners gute Beobachtungsgabe erkennt, wie wichtig diese Nachricht Mk. 3, 6 ist. Schon damals wurde Jesus von Gefahren bedroht. Wenn er sich nun zwölf Jünger wählte, so war das von ihm aus eine Angriffsmaßregel. Es ist an Klausners Arbeit wertvoll zu sehen, wie nach dem Menschenalter erfüllenden Kampf der christlichen theologischen Schulen nun einmal ein ganz unbefangener, von außen kommender Historiker die Quellen liest. Klausner betrachtet mit seiner reichen Sprachkenntnis die im Neuen Testament ja voneinander abweichenden Namen der zwölf Jünger und macht es sehr wahrscheinlich, daß doch wirklich nur zwölf Personen hinter diesen Namen stehen.

Es folgten zwei weitere sehr wichtige Ereignisse. Die Pharisäer versuchten Jesus als im Bunde mit einem Dämon stehend zu verdächtigen, den Heiden in Krankheiten anrufen, und wohl auch einmal Israeliten (so 2. Kön. 1). (Dort aber gilt das als große Sünde.) Und Jesu Familie versuchte den Sohn als einen geistig Gestörten heimzuholen. Seine Fahrt nach Gadara in heidnisches Gebiet war bereits ein Ausweichen vor Gefahren. Aber die Erweckung des Jairuskindes und andere Taten hoben weiterhin sein Ansehen, obgleich er um der Heilungen willen garnicht besonders gerühmt sein wollte, — Klausner meint, weil Jesus diesem Mittel als einem unzuverlässigen mißtraute. Ich glaube, daß Klausner hier nicht ganz richtig sieht: Jesus wollte nicht, daß die Leute um der Wunder willen glaubten.

Natürlich glaubt auch Klausner nicht, daß sich die Reihenfolge der Ereignisse noch ganz genau feststellen lasse. Aber sicher war das Betreten Nazareths ein neuer Anlauf, sich durchzusetzen. Doch er mißlang. Jesus aber kämpfte weiter. Die Aussendung der Jünger sollte die Erwartung der großen Weltenwende und des Weltgerichts wecken. Aber die Nachricht vom Tode des Täufers veranlaßt Jesus zunächst, Galiläa zu verlassen und sichere heidnische Gebiete aufzusuchen.

Wie Jesus nun innerlich kämpfte, wie er bei Cäsarea Philippi sein Innerstes den Jüngern ganz enthüllte, die Geschichtlichkeit der Verklärungsszene, all dies stellt Klausner ebenso dar, wie die großen christlichen Forscher es getan haben, und bestätigt, daß diese hier mit Recht den großen Wendepunkt in Jesu Laufbahn erkannten. Aber wie Jesus mit dem Willen zum Angriff nach Jerusalem zieht, das zeichnet Klausner doch wohl nicht deutlich genug. Es fehlt eine starke Linie in dem

Bilde. So wird auch der grundsätzliche, den Opferkult ins Herz treffende Angriff der Tempelreinigung von Klausner nicht ganz richtig beurteilt. Hingegen ist sehr wertvoll seine Untersuchung, ob Jesus noch selbst das Passahmahl hielt. Klausner weiß, daß auch die Feier des Passahmahls bei den Juden ihre Geschichte hat. Er überzeugt uns, daß damals der 14. Nisan ein Freitag war, und daß Jesus am Abend vorher, so wie es in der Ordnung war, mit seinen Jüngern das nationale Festmahl gehalten hat.

Beim Prozeß Jesu unterstreicht unser Schriftsteller, daß es die Sadduzäer waren, die Jesu Vernichtung wünschen mußten nach den Szenen im Vorhof des Tempels. Aber die Tempelreinigung gab noch kein Recht, das Todesurteil zu fällen. Das Messiasbekenntnis, das der Hohepriester dem Beklagten entlockte, war für den sadduzäischen Gerichtshof ein todeswürdiges Verbrechen. Klausner betont, daß damals das Gerichtsverfahren noch nicht so durchgebildet war wie später. Das Urteil wäre damals unter dieser Begründung durchaus möglich gewesen. Es wurde vor Pilatus so formuliert, daß es gegen die Anmaßung, König der Juden zu sein, ausgesprochen sei. Klausner meint, daß Pilatus die Vollziehung des Urteils angeordnet habe, ohne Schwierigkeiten zu machen. Die Darstellung der Evangelien suche Pilatus zu entlasten und alle Schuld auf die Juden allein zu schieben.

3

So klar und scharf Klausners Darstellung im Ganzen ist, so wird er manchmal in seiner Methode, zu urteilen und darzustellen, unsicher, so z. B. wenn er die Erzählung vom Hauptmann von Kapernaum für Gemeindedichtung hält. Er meint, daß Jesus, der Jude, einem Heiden nie so weit entgegengekommen wäre. Hier treffen wir, glaube ich, auf den Grund, weshalb Klausner eine wichtige Linie in Jesu Bild nicht zu zeichnen vermag. Er erkennt, daß Jesus geographisch nicht über Israel hinausgehen wollte, aber er erkennt nicht, daß Jesus durch sein Gotteserlebnis innerlich über die jüdische Gottesverehrung hinauswuchs; israelitischer Patriot war er gewiß, aber viel mehr noch als ein frommer Jude. Und das wußte Jesus schon bei seinem ersten Auftreten. Dies, scheint mir, hat Klausner nicht richtig gesehen, und hier beginnt unsere Auseinandersetzung mit seinem schönen Buche.

1. Klausner findet, daß Jesus nicht patriotisch handelte, indem er nicht nur lächerliche und geradezu menschenfeindliche Auslegungen der Zeremonialgesetze verwarf, sondern überhaupt das Zeremonialgesetz. Dieses sei der Zaun, durch den Israel sich gegen die anderen Völker abschließe und seinen nationalen Charakter bewahre. 2. Klausner tadelt, daß Jesus sich Gott so sehr als den gütigen Vater vorstelle, daß darüber die Idee des Richters verloren gehe. Gott aber sei für jüdische Vorstellung wohl auch der Vater des Menschen; zu all den schönen Worten Jesus von Barmherzigkeit, Nächstenliebe, ja zu jedem Satz des „Vater Unser" ließen sich Parallelen im Talmud nachweisen; für den Juden ergäbe sich aus dem Vatergedanken die gleiche Ethik wie die Jesu. Aber trotzdem stünde über und vor der Vorstellung vom Vater die vom Richter. Ohne Gott den Weltenrichter sei die Weltgeschichte nicht zu begreifen. 3. Endlich sei Jesu Denken völlig beherrscht von der Erwartung des nahen Weltgerichts. Er habe keine Schätzung mehr für menschliche Kulturarbeit.

Hierauf erwidern wir: 1. Jesu Gottesgefühl in seiner Tiefe und Innigkeit ist doch wohl nicht ganz erkannt. Wie ich, aus Palästina heimkehrend, in meinem Buche: „Eintritt des Christentums in die Welt" ausführte: in Jesus ist nicht nur die Energie des steppenbewohnenden Semiten und der gewaltige Eingottesglaube eines Amos und Mohammed, sondern ein inniges Gottfühlen und Gotterleben in allem Lebendigen der Natur. Dies entspringt im menschlichen Gemüt in den schwerreichen Fruchtgefilden des Morgenlandes, die ursprünglich nicht semitisch waren, sondern erst von Semiten gewonnen wurden. Jesreelebene und Westufer des Sees Genezareth sind solche Gebiete. Jesu Gottesgefühl ist dem Goethes ähnlich. (Ein Satz, den ich trotz dem Widerspruch mancher Theologen aufrechterhalte.)

2. Darum ist für Jesus Gott eben doch erst Vater und dann erst Richter. Wohl hat die christliche Kirche selbst in jüdischer Weise den Richter über den Vater gestellt, so Anselm von Canterbury in seiner Rechtfertigungslehre. Vor dem Richter zitterte die Seele des jungen Luther. Es ist aber ein Christ, nämlich Lessing, der von der Erziehung des Menschengeschlechtes durch Gott spricht. Wohl wird auch der Erzieher einmal Richter sein müssen, aber deshalb, weil er Vater ist. Hier kann eine christliche Geschichtsphilosophie entspringen, dem Geiste Kants, Rankes, Hegels verwandt. Und ich glaube nicht zu Verwegenes zu behaupten, wenn ich sage: alle diese sind, vom Gottesgefühl Jesu im Tiefsten beeinflußt, zu ihrer Betrachtung des Menschen und der Geschichte gekommen. Kommen wir hier an die Grenze, die christliches und jüdisches frommes Denken trennt? Wie ich allerdings glaube, nicht hoffnungslos und nicht für immer trennt!

3. Ich glaube: Klausner ist darin doch Europäer und Abendländer, daß er den Einfluß der Weltuntergangserwartung auf Jesu Denken sich zu groß vorstellt. Als ich im Juli 1927 nach dem großen Erdbeben in Palästina einen christlichen Araber, einen hochintelligenten, tapferen Mann, Vorkämpfer christlicher Mission, kennenlernte, erzählte er mir: „Ich war in meinem Hause mit meiner Familie; es wankten alle Wände; nun glaubte ich: Die Welt geht unter, und ich sang: Ehre sei Gott in der Höhe."

Da wurde mir die Macht morgenländischen Gottesglaubens, wie durch einen Blitz beleuchtet, erkennbar. Gott ist so nahe, so gewaltig, so gegenwärtig, daß er jeden Tag unsere Welt vernichten kann. Wir müssen täglich darauf gefaßt sein. Das hindert aber nicht, an Heimat, Weib und Kind sich zu freuen, wie ja auch Jesus die heimatlichen Dörfer Galiläas, ihr ganzes Leben lang mit heißer Liebe umfaßte, am Spiel der Kinder, an der Arbeit des Pflügers und der Weingärtner sich freute, ein heimat- und lebensfroher Mensch. Und all diese Güter sind Geschenke des Einen, des Vaters im Himmel, und mit ihm eins sein ist größerer Reichtum als alles andere.

Klausner nennt Jesus einen Phantasten und Träumer — obgleich er es dadurch schwer macht, zu erklären, wie die große christliche Bewegung entstehen konnte. Er gibt auch keine befriedigende Erklärung, so achtungsvoll er von diesem großen geschichtlichen Vorgang spricht. Phantasten und Träumer — sind wir das nicht am Ende alle, die wir, Christen, Juden, Moslem, glauben an einen höchsten Gott, den wir uns selbstbewußt, denkend, wollend vorstellen, als Schöpfer und Vernichter der Welten, Führer, Erzieher der Völker! Wir sind Wagende, Erstürmer des Himmelreiches (Matth. 11, 12). Ein geheimnisvoller Wille in mir trägt mich empor in solchem Glauben.

Klausner spricht öfter von Jesu gewaltigem Selbstbewußtsein, nennt ihn eine große, sehr reiche, widerspruchsvolle Persönlichkeit. Er zeigt, daß auch er von Zorn und Erbitterung bewegt wurde. Aber das reicht nicht aus, Jesu Wirken in der Geschichte und die noch immer gleich gewaltige Macht zu erklären, die von seinen Worten, Gleichnissen und Taten noch heute ausstrahlt. Er lebte mit einer Energie in der Gottesverbundenheit, wie keiner zuvor und hernach. Diese Erscheinung zu erklären, können wir den alten Gedankengang Platos gebrauchen: der Menschengeist war, bevor er in diese Welt eintrat, bei Gott. Dieser eine aber blieb in dieser Welt dem Ursprung am nächsten.

So möchte ich denn hier vielleicht die Wahrheit bekennen, die schließlich in der christlich-kirchlichen Lehre über Jesus Person ausgesprochen wird, wenn auch in menschlich unvollkommener Sprache und in Formen, die unter viel Streit zustande gekommen sind; und menschliche Rechthaberei und gottloser Hochmut sind auch zuweilen mit im Spiele gewesen bei der Ausgestaltung des Dogmas.

4

Aber das ist jetzt nicht die Aufgabe, sondern es bleibt noch zu fragen: Was folgern wir heute aus Klausners Buch für uns, für die christliche Kirche? Ich sehe in diesem soliden Buche, das wohl jüdischen Standpunkt verteidigt, aber doch historisch

richtig abwägt und mit ernstem Willen versucht, festzustellen, was es eigentlich gewesen ist um Jesus von Nazareth, ein Stück historisch-wissenschaftlicher Arbeit, die neben der Arbeit der Theologen (mit ihnen zusammen, aber selbständig) in der profanen Geschichtsschreibung ein Bild Jesu schaffen wird„das in der Weltgeschichte der Menschheit klar und sicher dastehen wird.

Ranke zeichnete in seiner Weltgeschichte bereits ein Bild Jesu; er machte ihn zum Träger einer mit aller Bewußtheit über Israel hinwegschreitenden Humanität und Frömmigkeit (das ist nicht ganz richtig gezeichnet); andrerseits wehrt er sich dagegen, irgendwie das kirchliche Urteil über Jesus zu berühren. Hans Delbrück stellt in seiner Weltgeschichte nicht mehr sein Urteil gegen das kirchliche, er zeigt sich berührt von den Kämpfen der Leben-Jesu-Forschung, vom Urteil Schopenhauers und Tolstois; er steht selbst mitten in der Christenheit und zeichnet das Christentum als Kraft innerhalb der christlichen Völkerwelt, ohne den Zusammenhang dieser Kraft und des geschichtlichen Jesus ganz aufzuhellen. Ludo Hartmann hat in der von ihm herausgegebenen Weltgeschichte selbst das Kapitel über den Anfang des Christentums geschrieben; klar, scharf, nüchtern wird Jesus als ein großer Faktor der geschichtlichen Entwicklung gewürdigt. Hier ist kein Gedanke daran, daß in der kirchlichen Entwicklung etwas sein könne, was nicht auch Objekt der historischen Forschung wäre. Ganz ähnlich ist Eduard Meyers Verfahren in seinem großen Werke über das Christentum. Auf das christliche Dogma nimmt er keinerlei Rücksicht, hält es auch wohl für nicht mehr sehr wesentlich, aber er schreibt dabei doch als Anhänger Jesu und als Christ.

Tiefer, richtiger noch als diese scheint mir in einer durchaus profanen Sammlung geschichtlicher Abhandlungen „Morgenland" Wilhelm Schubart Jesus zu erfassen in der Schrift „Das Weltbild Jesu". Er begegnet sich in manchem mit Klausner, aber erfaßt Jesus doch positiver, wenn er schreibt:

„In jedem Menschen stoßen Gegensätze aufeinander und gerade in großen Menschen besonders hart, und doch ist er die lebendige Einheit des Unerreichbaren. Jeder Mensch schaut die Welt auf eigene Art ... aber was er schaut, stirbt mit ihm. Nur wenige Menschen, die ganz großen, eine Handvoll im Laufe der Jahrtausende, haben ihrem Weltbild die eigene Lebenskraft eingehaucht und ihm Bestand gegeben über ihr Erdendasein hinaus. Dann wird es eine selbständige Macht, eine freie Gestalt eigenen Lebens, gelöst von ihrem Urheber. Dann lehrt es noch in späteren Zeiten die Menschen so zu sehen, wie sie jener Große sah. Zu der kleinen Anzahl dieser Auserwählten gehört Jesus."

Nun, ich meine, auch Klausner stellt Jesus als einen dieser Großen dar; aber weil er, wie wir zeigten, Jesus in die letzten Tiefen seines Gottesbewußtseins noch nicht folgt, erklärt er auch die Wirkung Jesu nicht vollkommen. Doch er bringt aus der Fülle seiner Erkenntnis und durch die Schärfe seiner Beobachtung manches zu Jesu Bild bei, besonders wie Jesus in seinem äußeren Gebaren mit Lehrmethode und Sitte mitten in der damaligen israelitischen Welt stand.

Trinität, Präexistenz, Jungfrauengeburt gehören in diese Welt des geschichtlichen Jesus nicht hinein. Deshalb können diese Gedankengänge als spätere christliche Gedanken über Jesus doch ihre Bedeutung haben. Matth. 1, 16 stand einmal: „Joseph zeugte den Jesus." Das Urteil der Wissenschaft darf sich durch den Wunsch, dort und hier anders zu lesen, nicht beirren lassen. Jesus erklärt klipp und klar, daß der Messias nicht davidischer Herkunft sein könne (Matth. 22, 45). Der Gedanke der Präexistenz des Messias Jesus taucht erst bei Paulus auf; die Geburt von der Jungfrau erwähnt er noch nicht. Dieser Glaube findet sich im neuen Testament nur in der schönen Erzählung Luc. 1, 26—38. Klausner spricht über diese unbestreitbaren Tatsachen zuweilen etwas sarkastisch, aber sachlich hat er Recht.

Nun meine ich, eine christliche Apologetik tut unserer Kirche einen schlechten Dienst, die sich müht, ja quält, solche Tatsachen wegzudiskutieren. Dann muß der historische Fachmann sagen, die Theologie arbeite nicht unbefangen, und wolle Folgerungen ziehen, die sonst in der Wissenschaft nicht gelten. Damit wird dem Glauben nicht geholfen. Der Glaube muß durch sich selber stehen, entweder einfach im alten Mythos; möge er es wagen! Oder ohne den alten Mythos, ohne Schutz und Schirm. Nur er, der himmelstürmende Glaube allein!

Wenn ein von mir verehrter altgläubiger Pastor einfach urteilte: „Klausner hat die liberalen Theologen benutzt, sein Buch ist vom Satan", so ist das lieblos. Die Liebe wird auch im Glauben eines andern den Jesusgeist erkennen. Manche aber urteilen, während sie sich für echte Christusberufene halten, genau wie Pharisäer, die nach äußerem Verhalten, nach Befolgung des Zeremonialgesetzes urteilten; diese, unsere Brüder, urteilen darnach, ob gewisse Sätze und Vokabeln in der Rede des andern vorkommen. Eine wissenschaftliche Erörterung wird bei solcher Stimmung des Verurteilens überhaupt unmöglich. Aber auch evangelischer Glaube sieht so nicht aus. Sondern Glauben heißt Vertrauen, Vertrauen auf eine Kraft; nämlich wir vertrauen auf die Kraft, die durch Jesus wirkt in seiner Gemeinde. Diese Kraft ist aus der anderen Welt; sie soll in der Menschengesellschaft uns neu schaffen, daß wir wieder heimkehren hier und einst in diese andere Welt. Wie tiefsinnig hat Bornhausen in seinem Buch: „Der Erlöser" (Leipzig, Quelle und Meyer) und zu dieser Weihnacht in dem Schriftchen: „Fünffaltige Religion" (vgl. CW 1932, Sp. 280), die irdische und überirdische Macht und Unvergänglichkeit Jesu erkannt!

Hier folgt uns natürlich der seinen jüdischen Glauben verteidigende jüdische Gelehrte nicht. Trotzdem bleibt sein Buch ein Menschheitsdokument, eine Huldigung vor dem, den wir als unseren Heiland bekennen. Das Buch ist aber zugleich ein Zeugnis, daß eine auch über den Unterschied der Religion hinüberreichende kritische Forschung geschieht durch Gelehrte, die mit Ehrfurcht in den Taten der Geschichte Gottes Offenbarungen ahnen.

Bergedorf b. Hamburg Walther Classen

Die letzte Theokratie

Der Kirchenbegriff des amerikanischen Kongregationalismus 1620—1650

4

Worin zeigt sich die Autonomie der Mitglieder? 1. Die ganze Gemeinde hat das alleinige Recht, neue Mitglieder aufzunehmen und unwürdige Elemente auszuschließen. 2. Sie wählt ihre officers, die in ihrem Amt — Recht dazu und Dauer — ausschließlich von ihr abhängen. 3. Sie ordiniert. Hooker sagt einmal: „Wiewohl der Akt der Ordination dem Presbyterium gehört, so ist doch jus und potestas ordinandi von Christus der Kirche übertragen. Im Presbyterium ist es instrumentaliter, in ihr aber originaliter." [11]) Vollzogen wird die Ordination von den Aeltesten, auch von prominenten Gemeindemitgliedern, selbst wenn der Pfarrer zugegen ist, so z. B. bei einem gewissen Mr. Fitch, der in Gegenwart von Pfarrer Hooker durch zwei Laien 1646 ordiniert wurde.

Der zweite Schlüssel heißt the key of authority oder bisweilen auch the key of office, nämlich, die Schlüssel- oder Amtsgewalt der Leiter einer Gemeinde. Man könnte „Geistliche" sagen; aber dem Kongregationalisten klingt das zu sehr nach Katholizismus, wie er auch seinen Pfarrer heute noch bisweilen einfach Mr. Soundso nennt, und das Kirchengebäude nicht church, sondern meeting house.

Es gibt vier Aemter: pastor, teacher, ruling elder, diacon. Pastor und teacher sind, wie wir sagen würden, geistlichen Standes. Beide predigen, wobei aber ein feiner Unterschied gemacht wird. Ersterer ermahnt mehr und kann dabei auch ein word of wisdom sagen. Letzterer lehrt mehr und kann dabei ein word of knowledge sagen. Beide verwalten die Sakramente. Die Ruling Elders haben offiziell Aufnahme und Ausschluß der Mitglieder auszusprechen, die Verwaltung und Vorbereitung von laufenden Geschäften, Versammlungen zu leiten, den Lebenswandel zu überwachen, Kranke zu besuchen, bisweilen auch in der Versammlung ein erbauliches Wort zu sprechen. Pastor und teacher waren also völlig beschränkt

[11]) Survey, part 2, p. 70.

auf Wort und Sakrament, auf Studierstube und Kanzel. Dementsprechend erwartete auch die Gemeinde von ihnen keine religiösen Soliloquia oder Velleitäten von der Kanzel, sondern sah — und tut's auch heute noch — gern das sorgfältig ausgearbeitete Manuskript, den Beweis, daß der Prediger gründlich studiert hatte. Das Amt des Ruling Elder verschwindet jedoch langsam. 1720 finden wir es nicht mehr. Die diacons hatten die finanzielle Leitung der Kirche, Kollekten zu heben, Verwaltung der Pfarrei, „Kirchen-, Legaten-, Küster-, Armenkasse".

Nachdem wir nun die Reichweite der beiden keys beschrieben haben, müssen wir fragen, wie sich ihr Verhältnis zueinander ausgewirkt hat. Wenn Kompetenzstreitigkeiten zwischen Leitung und Gemeinde oder auch innerhalb der Gemeinde auftauchen, wie legte man sie bei? Lag dann der Schwerpunkt in der Gesamtheit oder bei den Einzelnen? Diese Frage nach dem speziellen Charakter der Verfassung hat die Väter aufs Tiefste erregt. Hie Demokratie, dort Aristokratie! lautete der Schlachtruf. Noyes auf der einen Seite, Hooker auf der andern, Cotton mitten inne. Theoretisch fand man eine gute Lösung. Man sagte, wie es z. B. Davenport formuliert: „Die Regierung ist im Hinblick auf Christus monarchisch, auf die Ruling Elders aristokratisch, auf die Bruderschaft demokratisch, und im Hinblick auf das Zusammenwirken Aller, der officers und Brüder, ist sie aristocratico-democratical."[12]) Hier fällt gelegentlich auch das Wort Theocracy, wie Cotton es formuliert: „Theocracy ist die beste Form der Regierung in Commonwealth und Kirche."[13])

Damit ist aber die praktische Frage noch nicht ganz geklärt, wenn auch nicht verkannt werden darf, daß in diesen theoretischen Unterlagen eben jene christokratisch-spiritualistische Haltung verborgen liegt, die wir schon Eingangs feststellen konnten. Aber der Spiritualismus kommt noch besser in Folgendem zum Ausdruck: Wenn sich eine Einigung nicht erzielen läßt, wenn eine Minorität halsstarrig bleibt, was dann? Die Kirche ist doch von Christus geleitet. Und Er hat nur einen Geist, der sich in Einmütigkeit ausdrücken muß. Wie aber kann man bei einer harlsstarrigen Minorität Einstimmigkeit erreichen? Sehr einfach: Man erklärt die, welche sich nicht überzeugen lassen, für beschränkt oder böswillig, entmündigt sie für die Sitzung und erreicht auf diese Weise Einstimmigkeit. Diese seltsame Praxis findet sich freilich nicht durchweg, aber scheint mir für den frühen Kongregationalismus höchst bezeichnend.

In der Praxis hat sonst naturgemäß — bei verfassungsmäßiger Verankerung des key of authority — die aristokratische Form vorgeherrscht. Freilich auch das mit gewissen Einschränkungen. Hier hat die Leitung ein Vetorecht, dort nicht. Im Grund ist's nicht viel anders mit der amerikanischen Staatsverfassung, die, republikanisch in ihrer Substanz, doch dem Präsidenten außergewöhnliche Rechte einräumt. Hooker stellt auch in dieser Frage den fortschrittlichen Flügel dar, und seine Gründung von Hartford hat hierin ihren tiefsten Grund.

5

Das zweite Element der Covenant-Kirche ist ihre lokale Bestimmtheit. Sie wird bezeichnet durch den Ausdruck: particular church, Partikularkirche, Kirchengemeinde für sich. Zu dieser Formulierung hat sowohl, wie mir scheint, die calvinische Scheidung von Gott und Welt, wie auch die täuferische Trennung von Kindern dieser Welt und Gotteskindern beigetragen. Davenport definiert die particular church: Sie ist „eine Gesellschaft von gläubigen und heiligen Personen, aus der Welt berufen zur Gemeinschaft mit Jesus Christus, und vereinigt in Gemeinschaft mit ihm wie Glieder mit ihrem Haupt und untereinander, durch ein heiliges Bündnis zwecks gegenseitiger Gemeinschaft bei allen solchen heiligen Gottesdiensten und Erbauungen untereinander, wie sie Gott selbst in seinem Wort verlangt hat von jeder Kirche Christi und ihren Gliedern."[14])

Diese Ortskirche ist eine Einheit in sich selbst, vollkommen und unversehrt mit allen Rechten und Bedingungen, die zu einer Kirche gehören. Bezeichnend ist z. B., daß Cotton auf seiner Fahrt nach Amerika sein auf hoher See geborenes Kind Seaborn nicht taufte, weil, wie er sagt, keine Gemeinde an Bord war und der Pfarrer nur in seiner eigenen Gemeinde die Sakramente verwalten darf. Und Cotton steht hier nicht allein, sondern vertritt nur gut kongregationalistische Anschauung. Auch Robinson, der eigentliche Vater des Kongregationalismus, tadelte einen seiner Kollegen, weil er sich Uebergriffe in eine andere Gemeinde erlaubt hatte. Deshalb ist die geistliche Befugnis an eine Ortsgemeinde gebunden. Ein Pfarrer ohne Gemeinde ist kein Pfarrer mehr, darf weder predigen noch die Sakramente verwalten. Deshalb gibt es keine Ordination als solche, sondern nur im Rahmen einer bestimmten Gemeinde, und sie muß bei Wechsel jedesmal wiederholt werden. Wenn ein Pfarrer trotzdem in einer andern Gemeinde das Wort verkündet, dann tut er das nicht als Pfarrer, sondern als Laie, was ja grundsätzlich möglich war. Dann predigt er freilich auch nicht, sondern er prophezeit, wie der Ausdruck lautet. Spätere Entwicklung hat diese Restriktionen beseitigt, aber noch heute gibt es Viele, die diese Entwicklung bedauern, wie es auch heute keine Ordination en bloc, ein für allemal, gibt, sondern sie muß bei Stellenwechsel wiederholt werden.

6

Man sollte bei diesem Selbstbewußtsein der Einzelgemeinde und ihren verfassungsmäßig verankerten Rechten annehmen, daß es keine Synoden gäbe. Dem ist jedoch nicht so. Wir finden sie schon sehr früh, nicht erst in Amerika, sondern schon bei den holländischen Flüchtlingen, und ihre Pfarrer fordern sie. Bekannt sind die verschiedenen Zusammenkünfte, die man freilich nicht associations nennt, sondern mit dem vorsichtigeren Namen consociations belegt. Ihre Aufgabe ist es, allgemeine dogmatische Streitigkeiten zu schlichten, liturgische Fragen zu klären, gegen schlecht verwaltete Gemeinden durch ein Wort der Mahnung einzuschreiten, aber nie mit Zensur und Gewalt. Ja, bisweilen will man ihnen sogar ein Recht geben, bei der Stellenbesetzung der einzelnen Gemeinden mitzuwirken, aber das ist vereinzelt.

Jedoch in allen Fällen, wo die Synode eingreift, tut sie es nur mit Rat und Mahnung, nie aber kraft einer verfassungsmäßigen Autorität. Ihr Recht befindet sich in foro interiori, nicht aber exteriori. Oder, wie es Hooker sagt: „Ihre Beschlüsse binden nicht formaliter atque juridice."[15]) Sie können auch einzelne Gemeinden nicht durch Ausschluß strafen, sondern nur, wie man sagt, the right hand of fellowship, die Hand der Genossenschaft ihnen entziehen. Daß man dann aber überhaupt an Synoden festhält, geschieht wiederum aus rationalen und politischen Erwägungen. Hooker sagt: „In einer Menge von Ratgebern ist Sicherheit. Deshalb die verschiedenen Gesellschaften, wie z. B. die Kaufmannssozietät. Deshalb sollten die Kirchen Christi auch dies Mittel gebrauchen, das ihnen Gott für eine bequemere und erfolgreichere kirchliche Arbeit gegeben hat."[16])

Aber diese rein politisch-rationale Begründung findet ihr Gegengewicht in christokratisch-geistlichem Wesen. Obwohl die Synoden keine politische Befugnis besitzen, ihr moralisches Ansehen macht das wett. Denn sie klären Gottes Wort, das nur eins sein kann, und auf diesem Weg fordern sie um Christi willen Unterwerfung unter ihre Beschlüsse. Deshalb ist es völlig ausreichend, wenn ihre Befugnis nur in das forum interius reicht. Denn da ist Gottes Geist. „Ihre Beschlüsse sind mit Ehrfurcht und Unterwerfung aufzunehmen, wegen der Vollmacht, in der sie gefaßt sind, nämlich als eine Verordnung von Gott."[17]) Und Mather formuliert es noch feiner: „Die Beschlüsse haben soviel Macht in sich, als sie Vernunft-Evidenz in sich tragen.."[18]) Wobei sich wieder einmal zeigt, wie leicht das spiritualistisch verstandene Wort Gottes, das Einstimmig-

[12]) Power ... p. 120.
[13]) A. W. Mc' Clure: The Life of J. Cotton. Boston 1846, p. 141.
[14]) Profession of Faith, London 1642, p. 6.
[15]) In Walkers Creeds etc. p. 97.
[16]) Survey, part 4, p. 61.
[17]) Cambridge Platform, cap 16, 5. In Walkers Creeds ...
[18]) Church Government 1643, p. 66.

keit fordert, umschlagen kann in die aufklärerische Evidenz der menschlichen Vernunft.

Von zwei Gesichtspunkten aus kann man also die Stellung der Synoden verstehen. Auf der einen Seite sind die Einzelgemeinden unabhängig von Synoden als solchen. Auf der andern Seite sind sie abhängig von ihnen, insoweit sie Gottes Wort klären, Unterwerfung unter Gottes Wort fordern, jedoch nicht unter ihre eigene Machtbefugnis. Wir sehen, daß sich die Vorstellung einschiebt, Gottes Wort leuchte so gut wie die ratio selbst. Sobald diese Vorstellung von der Evidenz des göttlichen Wortes verschwindet, tritt eine Säkularisierung ein, die wir an den amerikanischen Kirchen heute, mit gewissen Ausnahmen, in vollem Umfang beobachten können.

7

Der zweite Brennpunkt ist die Idee der Visible Saints, der sichtbaren Heiligen. Beides gehört ursächlich zueinander, denn der Covenant ist nicht denkbar ohne Grundsätze darüber, wer an dem Bund teilnehmen darf.

Schon Calvin suchte die nova oboedientia, den neuen Gehorsam, inhaltlich zu bestimmen und die Glieder seiner Kirchen darauf festzulegen. So ist die disciplina Calvins stets das Einfallstor für weitergehendere Forderungen, die der Kongregationalismus nunmehr stellt. Hooker z. B. meint: „Nur Visible Saints (sichtlich Heilige) sind von Gott befugt, die sichtbare Kirche Christi zu gründen.“ [19]) Weder Staats- noch Stadtrecht, weder Klassenzugehörigkeit noch bürgerliche Unbescholtenheit berechtigen zur Mitgliedschaft. Visible Saints sind „Personen, deren Umgang und Redeweise, mögen sie auch innerlich Heuchler sein, so tadellos und unanstößig ist, daß wir gemäß unserer durchs Wort geleiteten Vernunft nicht anders schließen können, als daß irgendein speziell geistliches Gut in ihnen ist; diese Personen sind von Christus berufen und zugelassen, die sichtbare Kirche zu bilden.“ [20]) Zu Grunde liegt die Vorstellung, die wir heute bei vielen Gemeinschaftschristen wieder finden, daß, wer wiedergeboren ist, auch Zeugnis ablegen kann. Die Confession of 1596 zählt folgende Bedingungen auf: Scheidung von Ungläubigen, vom Götzendienst, falschem Gottesdienst, Aberglauben, Eitelkeit, unordentlichem Leben, Werken der Finsternis.[21]) Hooker unterscheidet an anderer Stelle vier Gerechtigkeiten: die des homo civilis (Bürgers), des „Formalisten“, des vorübergehenden Bekenners und des Christen. Für letzteren charakteristisch sind: Glaube, Traurigkeit, Sinnesänderung, neuer Gehorsam.[22])

Diese Bedingungen waren nicht leicht zu erfüllen. Ein öffentliches Bekenntnis war erforderlich, vor versammelter Gemeinde; die Frauen konnten es auch schriftlich ablegen. Erhob sich kein Widerspruch, wurde der Bewerber aufgenommen, nach schriftlicher Verpflichtung auf den Covenant. Unter diesen Umständen war es nicht verwunderlich, daß nicht sehr Viele aufgenommen wurden. Klagen über Klagen von episkopalistischen und sonstigen Einwanderern werden laut, daß es trotz unanstößigen Lebenswandels und guten Glaubens nicht möglich sei aufgenommen zu werden. Man spricht von zwei oder gar drei Vierteln Draußenstehender, die jedoch nichtsdestoweniger Kirchensteuern bezahlen mußten, aber weder in Besitz der kirchlichen Mitgliedschaft kamen, noch auch das aktive oder passive politische Wahlrecht erhielten. Doch das führt bereits zur Frage „Staat und Kirche“ und kann hier nicht weiter behandelt werden.

So weit ist dies alles gut baptistisch. Jedoch bewahrt sich der Kongregationalismus auch in der Frage der Visible Saints seine Zwitterstellung, wie wir gleich sehen werden. Denn zu diesen gehören nicht nur die Wiedergeborenen, sondern auch deren Kinder, — ein folgenschwerer Umstand, der den Kongregationalismus bis an den Rand seiner Existenz gebracht hat. Kinder als Kinder haben kein Recht auf Taufe, auch nicht Enkel, Neffen usw., sondern nur der unmittelbare Sproß, wobei nicht erforderlich ist, daß beide Eltern der Kirche angehören oder noch am Leben sind.

Freilich muß auch hier scharf geschieden werden: Die Taufe macht sie nicht zu Mitgliedern, sondern ihre Mitgliedschaft war gleichsam im Ansatz in ihren Eltern enthalten, und so ist auch hier die Taufe, wie widersinnig das auch scheinen mag, nur ein Siegel, eine Bestätigung eines bereits vorhandenen Befundes, den Hooker federal holiness (Bundesheiligkeit) nennt. Bei der Begründung dieser Theorie stellen sich auch hier wieder Vergleiche mit weltlichem Recht ein, mit englischem Familienrecht: „Das Kind eines freeman in London hat alle Vorteile eines minderjährigen freeman; es mag Handel treiben für sich, mit und unter dem Namen des Vaters, mit väterlichem Recht.“ [23]) Freilich, am Abendmahl darf es nicht teilnehmen. Wenn es aufgewachsen ist, muß es sich genau der Bekenntnis-Prüfung unterziehen wie alle andern Bewerber. Konnte es dies nicht tun, blieb alles beim Alten. Selbst dann hatten aber deren Kinder, also eigentlich die dritte Generation, auch das Recht auf Taufe, weil sie über ihre halbdraußenstehenden Eltern hinaus zur Nachkommenschaft der Gläubigen gehörten.

Ja, wirklich, Blut ist ein ganz besonderer Saft! Nachdem man nun einmal so weit gegangen war, verlieh man schließlich allen Kindern das Recht auf Taufe. Und erst Jonathan Edwards hat hier wieder zurückgelenkt zum ursprünglichen Kongregationalismus. Die einzelnen Etappen sind bekannt unter dem Namen: Half Way Covenant und Stoddardeanismus.

Woher endlich die Betonung der federal holiness kommt, wissen wir mit Bestimmtheit noch nicht zu sagen. Soviel ist aber bekannt, daß schon in der calvinistischen Fremdengemeinde Johannes von Lascos in London derselbe Brauch herrschte. Wohl sehen wir dagegen, wohin sie führt. In säkularisiertem Zustand begegnen wir ihr heute bei den Amerikanern unter allen möglichen Formen: Klubs, Freimaurerbünden, politischen Vereinigungen und auch Kirchen qua Vereinen, die Lutheraner nicht ausgenommen: man fühlt sich drüben in stärkstem Maß als Bruder und als verpflichtet untereinander, gehört man derselben Kirche oder Klub an.

Auch hier zeigt sich also, wie das geistliche Motiv der Wiedergeburt als ausschließlicher Bedingung für Kirchenmitgliedschaft sein Gegengewicht erhält durch die schottische, abrahamitisch-alttestamentliche Idee des „Samens“, oder, wie man auch gerne bezeichnend sagt, des family-household.

8

Um das Bild zu ründen, muß ich kurz das Verhältnis von Staat und Kirche streifen.

Weder die Kirche noch der Staat fordert dort unmittelbare und absolute Rechte. Weder denkt man wie Gregor VII. noch hat man das Territorialsystem eines Pufendorf oder Thomasius, wonach der Landesherr nicht nur die Aufsicht über die Kirchen, sondern auch die volle kirchliche Macht besitzt, noch auch lehrt man, daß der Staat der Kirche immerhin das Recht über ihre inneren Angelegenheiten lassen soll. Die beiden letzteren Denkweisen sind doch schon gekennzeichnet durch den autonomen Staatsbegriff. Sondern beim älteren Kongregationalismus sind Staat wie Kirche eingelagert in die Idee der Theokratie, beide begründet und geleitet von der Bibel her. Cotton sagt: „Es ist ein Zeichen von Gottes Weisheit..., daß er nicht nur vollkommene Regeln gab für die rechte Ordnung der Seele des Privatmanns, zum Zweck seiner ewigen Seligkeit, sondern auch für das commonwealth (den Staat), „soweit beide geistlichen Zwecken untergeordnet sind, und doch ist beides zu vermeiden, sowohl Uebergriffe der Kirche auf staatliche Gesetzgebung... als auch staatliches Eindringen in kirchliche Verwaltung. Gottes Einrichtungen (Staat und Kirche) mögen einander nahe stehen und einander beigeordnet sein, und doch sind sie nicht miteinander vermischt.“ [24])

Wie findet die theoretische Begründung nun ihre praktische Ausführung? Kirche und Staat sind einander koordiniert, hieß es. Demzufolge können nur Kirchenleute das Bürgerrecht er-

[19]) Survey, part 1, p. 14.
[20]) Survey, part 1, p. 15.
[21]) In Walkers Creeds p. 64.
[22]) Survey 1, p. 247.
[23]) Davenport, Power p. 45—46.
[24]) Letter to Lord Say and Seal 1636. In Hutchinsons History of Massachusetts 1, p. 436—439.

werben. Auf der andern Seite erhielt der Staat als Gegengabe ein Vetorecht gegen die Gründung irgendwelcher neuer Kirchen. Das bedeutet, daß in Zukunft die Mehrheit der Siedler politisch entmündigt war. 1646 löste sich die hierüber entstandene Empörung in einer Eingabe von Child und Genossen, die sich beschweren, sie hätten alle Pflichten, aber keine Rechte, ja nicht einmal ihre Kinder dürften getauft werden. Die Petition wurde jedoch alsbald rundweg abgeschlagen. Der Half Way Covenant, wonach getaufte Kinder der Gläubigen in der Kirche bleiben durften, verbreiterte die politisch-demokratische Basis auch nicht, da diese erwachsenen Kinder von Gläubigen nicht zum Abendmahl zugelassen wurden und ebenfalls nicht freeman wurden. Und das, obwohl alle, auch die Nichtzugelassenen, Kirchensteuern zu zahlen hatten! Vergeblich forderte das Commonwealth 1666 von der Kirche auf Grund dieser finanziellen Verpflichtung Mitbestimmungsrecht bei Stellenbesetzung. Hier zeigt sich schon, wie aus der vollkommenen Ehe von Staat und Kirche, sowie die gemeinsame Grundlage in Zweifel gezogen wird, leicht zwei einander entgegenstehende Partner werden können. Weiterhin wird Kirchenbesuch zum Zwang, auch für Nichtmitglieder der Kirche. Und die Pfarrer hatten, nach Genfer Vorbild, Stimmrecht im Court, insbesondere bei der Wahl von Magistratsbeamten. So scheint die Kirche völlig den Staat zu beherrschen.

Und doch besitzt der Staat seinerseits gewisse Rechte auf die Kirche, die uns zu einem entgegengesetzten Schluß verleiten könnten. Wie die Cambridger Synode von 1646 es formuliert: „Aufgabe des Magistrats ist nicht nur ein ruhiges und friedvolles Leben seiner Untertanen in Dingen der Rechtschaffenheit und Ehrenhaftigkeit, sondern auch in solchen der godliness, ja aller godliness." [25])

Dementsprechend hatte die Kirche in ihren irdischen Geschäften — Land, Vermögen usw. — die allgemeinen Gesetze zu respektieren. Aber mehr als dies: der Staat war durch seine Beamten, die durchweg Kirchenmitglieder sein mußten, gewissermaßen das Damoklesschwert der Kirche, indem er diese nicht nur in äußeren, sondern auch in innerkirchlichen Dingen kontrolliert. Der Staat beruft kirchliche Treffen, Synoden usw. Der Staat mischt sich in theologische Diskussionen, und seine Autorität als die staatliche durchsetzend, hat er oft Sektierer zur Ruhe gebracht. Sektiererei bedeutete Rebellion. Es gibt deren genug Fälle: Roger Williams, Mrs. Hutchinson, Wheelright, dazu Baptisten, die vertrieben, Quäker, die gehängt worden sind — kurzum, man war weit entfernt sowohl von religiöser Toleranz als auch von konkordatshafter Selbständigkeit der Kirchen.

Immerhin, Staat wie Kirche fühlten sich ganz wohl in ihrer Lage und strebten nicht auseinander; denn beide waren ja nicht autonome kulturelle Gebilde, sondern theonome Institutionen; alle ihre Entscheidungen wurden nicht auf Grund juristischer Erwägungen und mit Hilfe eines juristisch gebildeten Mitarbeiterstabes getroffen, sondern mit der Bibel in der Hand. Deshalb empfand man grundsätzlich gelegentliche Kontrollen des Staates nicht als Uebergriff. So sagt Hooker, daß eine particular congregation (Ortsgemeinde) „nicht autonom, sondern wo sie sich auch befinde, der obersten politischen Macht unterworfen sei, so daß der Magistrat die Befugnis hat, die Kirche zu zwingen zur Ausführung der Gebote Christi ... und falls sie von ihrer Regel abschweife durch seine strenge Hand sie daran zu erinnern." [26]) Deshalb fühlt sich der Staat auch keineswegs als Büttel der Kirche, wenn er Sektierer gefangensetzt, ihnen die Ohren abschneidet, ja sie hängt.

Die Bibel war das Rechtsbuch dieser alten Kongregationalisten, und deshalb brauchten sie sonst kein römisches noch germanisches Recht. Sowie jedoch die grundsätzliche Schwierigkeit einer biblischen Theokratie erkannt wurde, das heißt, der Staat sich emanzipierte und die Kirche ebenfalls ihre eigenen Wege ging, trat an die Stelle einer Theokratie das Aushilfs-Ideal einer Trennung von Staat und Kirche, wie wir sie heute in der Verfassung der Vereinigten Staaten verfassungsmäßig verankert sehen.

[25]) In Walkers Creeds p. 236.
[26]) Survey 2, 80.

Man kann mit Recht sagen, daß der hier behandelte Kirchenbegriff von größter kirchengeschichtlicher Bedeutung gewesen ist und noch ist. Er stellt bis heute den letzten Versuch der Aufrichtung einer Theokratie dar, wobei jedoch die spiritualistischen Momente (die eigentlich zur Idee einer Freikirche führen sollten, tatsächlich aber zur Staatskirche hinleiteten) immer mehr kompensiert und schließlich abgelöst werden durch aufklärerische Gedanken von Toleranz, Vertragsschließung, Freiheit und Demokratie. So weist das Gepräge des Kongregationalismus verschiedene deutliche Bruchstellen auf. Sie bestehen, wie wir gesehen haben, in stillschweigender Voraussetzung bei der Zusammenarbeit von Gemeinde und Leitung, der von Gemeinde und Synoden, der von Kirche und Staat. Ueberall lag die Fiktion der Selbstevidenz der Bibel zu Grunde. Sobald jedoch diese Fiktion erkannt wurde, trat an die Stelle der Selbstevidenz der Bibel die der Vernunft, und an die Stelle der geistlichen Einmütigkeit die Idee der Demokratie, wie sie dann für die Neuzeit maßgebend geworden ist.[27])

Kirchvers, Kr. Marburg Hans Schimmelpfeng

Bramwell Booth

Ein Gedenkblatt für den zweiten General der Heilsarmee.

Es sind drei Jahre her, seit die Verfassungskämpfe innerhalb der Heilsarmee nicht nur christliche Kreise, sondern die Presse der ganzen Welt beschäftigten. Diese Kämpfe führten am 13. Februar 1929 zur Absetzung des 73jährigen Generals Bramwell Booth. Es ist gewiß eine gute Seite unserer schnellebigen Zeit, daß solche peinlichen Dinge, wie jener Streit, rasch wieder vergessen werden; aber leider fällt damit zumeist auch Anderes der Vergessenheit anheim, das wohl des Gedenkens wert wäre. Dazu gehört gewiß auch die Gestalt des Generals Bramwell Booth, der ja seinen Sturz nur wenige Monate überlebte. Es wird sich, zumal für einen Außenstehenden, keinenfalls darum handeln können, die Haltung, die der General in jenen Kämpfen einnahm, nachträglich irgendwie zu beurteilen. Nur das Bild seiner Persönlichkeit soll hier nachgezeichnet werden, und zwar nach der vor einigen Jahren erschienenen, sehr lesenswerten Biographie des Vaters William Booth, die Harald Begbie unter dem Titel „Feldzug der Liebe" (Deutsch bei Orell Füßli, Zürich und Leipzig 1929) hat erscheinen lassen.*) Das Bild des Sohnes, das dabei nur so im Vorbeigehen ersteht, ist ungemein sympathisch, ja es erweckt Bewunderung und Ehrfurcht.

Harald Begbie sagt einmal: die Briefe, die zwischen William Booth und seiner hervorragenden Lebensgefährtin Katharine geb. Mumford gewechselt wurden, gehören zu den schönsten Dokumenten menschlichen Erlebens. Es scheint, als gelte dies in mindestens demselben Maße von dem Briefwechsel zwischen William Booth und seinem Sohn Bramwell. Insgesamt bildet dieser Briefwechsel „für sich allein schon eine ganze Bibliothek". Schon die wenigen Proben, die Begbie im Verlauf der Darstellung daraus mitteilt, lassen etwas spüren von der „tiefen und ritterlichen Neigung, die die beiden Männer, den Propheten und den Organisator, verband".

Bramwell Booth hat als Kind die Entstehung der Heilsarmee miterlebt. Man möchte beinahe sagen: die Geburt der Heilsarmee. Denn es handelt sich hier nicht um das ruhige Werden einer Organisation, sondern um ein Lebenswerk im innersten Sinn, um ein Werk, in das sein Schöpfer seine Lebenskraft, sein Herzblut hineingab. Welch einen Eindruck muß es auf den Knaben gemacht haben, als der Vater an jenem Weihnachtsmorgen von seiner Predigt in Whitechapel (einem Londoner Armenquartier) nach Hause kam, schweigend und brütend, und dann mit Bezug auf die Festfreude und den Festschmuck im eigenen Heim losfuhr: „Nie wieder will ich einen Weihnachtstag wie diesen haben! — Die Armen haben nichts als das Wirtshaus!" Dieses Weihnachtsfest war wirk-

[27]) Vortrag, gehalten auf der oberhessisch-lutherischen Konferenz zu Marburg im Herbst 1931.

*) Neuerdings hat der Verlag in dankenswerter Weise eine billige Ausgabe des Werks zum Preis von 6 Fr. herausgebracht.

lich das letzte, welches die Familie Booth gemeinsam feierte. Im folgenden Jahr waren an diesem Tag alle ihre Mitglieder in den Armenquartieren verstreut und verteilten Plumpuddings.

Später hörte der Knabe, wie der Vater inmitten der immer drängenderen und größeren Aufgaben ausrief: „Männer muß ich haben, Männer!" Ja, er hat Männer bekommen, dieser große, einsame Mann, Männer, die sich auf seinen Befehl in die Abgründe des Elends stürzten, und in allen Zonen kämpften unter der Fahne, die er entrollt hatte. Aber unter all diesen Männern war der erste sein Sohn Bramwell. Als William Booth auf der Höhe seines Erfolges und seiner Volkstümlichkeit zum Ehrenbürger von London ernannt wurde, sprach er vor der großen und glänzenden Versammlung, die sich aus diesem Anlaß eingefunden hatte, seinen Dank aus an alle seine Mitarbeiter. Dabei widmete er die folgenden Worte seinem Sohn: „Da ist mein ältester Sohn, gegenwärtig mein Stabschef. Er hat während etwa 30 Jahren an meiner Seite gearbeitet und wird es wahrscheinlich tun, bis ich den Todesstrom überschreite. Er hat in keiner Stunde der Schwierigkeit versagt, und wird es auch niemals tun. Sein Wert und seine Arbeit sind vielleicht jetzt nicht so weit bekannt, wie sie verdienten und wie sie es noch einmal sein werden, aber sein General weiß sie dennoch hoch zu schätzen."

„Sein General!" nicht: sein Vater. William Booth war für seine Kinder in erster Linie der General, erst dann der Vater. So sehr identifizierte er sich mit seinem Werk.

Mit 16 Jahren wurde Bramwell an die Spitze eines großen Unternehmens gestellt, das unter dem Motto: „Speise für eine Million!" mehrere Volksküchen in den Arbeiterquartieren betrieb. „Für diese Leitung", schreibt Begbie, „die das Können erfahrener Geschäftsleute auf die Probe gestellt hätte, erhielt er von seinem Vater einen Lohn, den die meisten Knaben nur als ein Taschengeld angesehen hätten".

In jener Zeit erlebte er es mit, wie leidenschaftlich der Vater für die völlige Unabhängigkeit seines Werkes und die absolute Monarchie innerhalb desselben kämpfte, weil er mit der „Politik der Konferenzen und Komitees" von jeher schlimme Erfahrungen gemacht hatte.

Dann ergreift den Leser besonders die Szene, wie der Name „Heilsarmee" gefunden wurde, ein Name, der die Kämpfer elektrisierte und für die Welt ein Programm bedeutete. Der General diktierte in Anwesenheit des 21jährigen Bramwell dem späteren Kommissär G. Railton einen Artikel, in dem der Satz vorkam: „Wir sind eine Freiwilligen-Armee". Bei diesen Worten rief Bramwell aus: „Freiwillige! Hallo, ich bin kein Freiwilliger; ich bin regulär oder nichts!" Diese Worte gaben dem Vater zu denken; er nahm Railton die Feder aus der Hand und änderte das Wort „Freiwilligen-Armee" in „Heilsarmee" um. — „Ich bin regulär oder nichts!" Welch ein ausgeprägter Sinn für Autorität, Pflicht, Disziplin und Berufensein liegt in diesen Worten des kaum dem Knabenalter Entwachsenen! Sollte sich schon in ihnen die Energie ankündigen, mit welcher später der General an seiner „regulären" Stellung festhielt, bis sie ihm von den Seinen genommen wurde oder genommen werden mußte?

1882 verheiratete sich der „Stabschef"; aber „er brachte mehr Stunden des Tages bei seinem Vater zu als im eigenen Heim". Dienst ist sein ganzes Leben, Dienst für die Armee, Dienst für den Vater, den über alles geliebten Vater. Als der General einst des Nachts aus Amerika von einem „Feldzug" heimgekommen war, und der Sohn des Morgens in sein Zimmer trat, ließ er ihm nicht einmal Zeit zum Gruß, sondern gab ihm sogleich den Befehl, für die Obdachlosen zu sorgen. „Tue etwas, Bramwell, tue etwas!" Und Bramwell war ein Mann, der „etwas tat", der dem General „nicht viel Lärm um Nichts vormachte, sondern ihm einen festen Halt gab". Er vertrat den General, wenn dieser die Welt bereiste, informierte ihn jederzeit — und der Unermüdliche wollte alles wissen! — er war sein Diener, sein Berater, sein Gefährte und der Vertraute seines Herzens.

Dies letztere besonders in der Zeit schwerer persönlicher Prüfungen, die über den alternden Helden kamen. 1890 verlor er seine geliebte Lebensgefährtin, und der Schmerz darüber wollte immer wieder sein Herz durchbohren; in den folgenden Jahren verließen drei seiner Kinder die Armee, ein besonders herber Schlag für den General und den Vater, und 1903 traf ihn noch der letzte große persönliche Schmerz seines Lebens: Seine Tochter Emma Booth-Tucker, die ihm nächst Bramwell besonders nahestand, kam bei einem Eisenbahnunfall ums Leben. In all diesen Stürmen stand einer mit immer gleicher Treue an seiner Seite: Bramwell. Er schreibt dem Vater nach dem Tod der Schwester: „Ich wünschte nur, ich könnte Sie in dieser Zeit des Leidens und Verlustes irgendwie trösten. Worte sind nutzlos. Ich kann nichts tun als fortfahren, Sie zu lieben. Sie wissen, daß ich das tue und immer tun werde."

Erschütternd ist die Darstellung von der letzten Leidenszeit des Generals. Als nach einer schmerzhaften Augenoperation die Aerzte zu dem Ergebnis kommen mußten, daß die Sehkraft nicht wiederkehren werde, wurde der Sohn damit betraut, dem Kranken die schwere Nachricht zu bringen. Da erwidert dieser: „So werde ich dein Angesicht nie wieder sehen!" Welch eine Innigkeit und Kraft der Liebe liegt in diesem schlichten Wort! Und dann das letzte Gespräch zwischen Vater und Sohn. Es hat natürlich die Armee zum Gegenstand. Der Sterbende befiehlt dem Zurückbleibenden zweierlei an: Die Obdachlosen und China! Es ist, als spräche er bis zum letzten Augenblick: „Tue etwas, Bramwell, tue etwas!"

56 Jahre alt war der Sohn, als er das Werk des Vaters übernahm. Fast 17 Jahre lang hat er es von da ab noch geführt. Ist es verwunderlich, daß er sich am Ende dieser Zeit, am Ende eines solchen Lebens der Arbeit und des Dienstes, nicht mehr dazu verstehen konnte, eine Aenderung zu treffen in den Ordnungen, die der Vater geschaffen hatte? „Ich bin regulär oder nichts!" Mag unter dem Einfluß des Alters seine Treue zur Unbelehrbarkeit, seine Festigkeit zur Härte geworden sein, die Armee hat ihm Großes zu danken und alle, die die Armee lieb haben, werden ihn lieb behalten, ihn, den Diener, Mitarbeiter, Freund und Erben seines großen Vaters.

Basel Erich Schick

Eine erwachende Kirche

7

Die römisch-katholische Kirche hatte schon im Regat eine Hierarchie, in Bukarest einen Erzbischof und in Jassi einen Bischof, reichlich viel für die wenigen Katholiken, aber wohl überlegt mit Hoffnung auf Wachstum durch Propaganda. Die römisch-katholische Hierarchie in den von Ungarn übernommenen Gebieten war dagegen in normalem Verhältnis, und gleichzeitig durch die Fürsorge der ungarischen Politik geradezu glänzend ausgestattet. Ihr waren auch die Banater Schwaben untergeordnet, die, obwohl beinahe eine halbe Million zählend, keinen eignen Bischof, vor allem natürlich keinen deutschen Bischof besaßen.

Nun muß ein Gesichtspunkt festgehalten werden. Rom behandelt die ganze morgenländische Kirche schon seit Jahrhunderten als Missionsgebiet. Die päpstliche Kirchenpolitik ist im Hinblick auf das Ziel, die ganze, ihrer Meinung nach verfallene Ostkirche sich einzuverleiben, sehr zäh, sehr geduldig, sehr weitfristig. Das zeigt sich gleichsam programmatisch in der päpstlichen Enzyklika vom September 1929: Rerum orientalium. Darnach wurde in Rom ein wissenschaftliches Institut gegründet mit dem Zweck, die Lage der morgenländischen Kirche in den verschiedenen Ländern genau zu erforschen, und zwar nach allen Seiten, nach Vergangenheit und Gegenwart, nach Lehre und Brauch, nach allen nationalen Eigentümlichkeiten. Die genaue Kenntnis aller einschlägigen Verhältnisse soll die Hierarchie in den Stand setzen, die Propaganda so auszuüben, daß den orthodoxen Kirchen die ganze machtvolle Ueberlegenheit der römischen Kirche zum Bewußtsein kommt, und daß, wenn sie erst begriffen haben, wie sehr sie geschwächt und heruntergekommen sind, sie von selbst den Wunsch haben werden, sich der Kirche anzuschließen, die Leben und Kraft geben kann:

der römischen. Inzwischen ist das Institut errichtet und man ist am Werk. Der Direktor, Monsignore d'Herbigny, hat bereits Rumänien besucht und bei allerlei hohen Herrschaften seine Fühler ausgestreckt. Ueber seine Aktion bringt Julius Scriban in seiner Zeitschrift einen äußerst lehrreichen Bericht, zugleich einen offenen Brief an den päpstlichen Emissär, dem er seine Umtriebe höflich, aber klar und entschieden vorhält.

Der römischen Propaganda in Rumänien kommt die Vorliebe der Rumänen — oder besser: der rumänischen „Intellektuellen" — für alles französische Wesen zustatten. Ohne Uebertreibung kann man behaupten, daß, wer ein elegantes Französisch spricht und über elegante Manieren verfügt, zum mindesten in der Gesellschaft von vornherein gewonnenes Spiel hat. Grenzenlos gleichgültig gegen religiöse und kirchliche Dinge, wie sie nun einmal sind, merken diese Intellektuellen gar nicht, wie oft und wie gern sich römisch-katholisches Wesen in französisches Gewand hüllt und dadurch Sympathien erwirbt. — Es ist gewiß kein Zufall, daß sich gerade auf französischem und belgischem Boden solche Anstalten befinden, in denen orthodoxe Theologen unterstützt werden; ich meine das Oeuvre des bourses universitaires in Lille und in Löwen und das Alumnat an der katholisch-theologischen Fakultät in Straßburg.

Einen wesentlichen Fortschritt auf dem Wege zur Vormacht der römischen Kirche sollte das Konkordat zwischen der rumänischen Regierung und dem Vatikan bezeichnen. Es kommt in keiner Weise dem rumänischen Staat zugute, sondern ausschließlich der römisch-katholischen Kirche und der mit ihr verbundenen griechisch-katholischen (unierten). Die Zahl der Bischöfe und Kanoniker wird vermehrt, natürlich auf Staatskosten. Der von Ungarn her überkommene Patronat, der eine staatliche Aufsicht ermöglichte, wird aufgehoben. Die Seminare, und damit die Bildung des Klerus, werden ausschließlich unter die Vollmacht der Bischöfe gestellt. Desgleichen die zahlreichen großen Ordensschulen (Gymnasien und Mädchenschulen). Die Bischöfe haben das Recht, es mit der Unterrichtssprache nach ihrem Belieben zu halten. Endlich aber — und das ist das Wichtigste — wird die finanzielle Versorgung über alle Verpflichtung hinaus großzügig gewährt und gesichert.

Gegen diese außerordentliche Begünstigung der römischen Kirche durch den Staat scheint sich bei der orthodoxen Masse gar kein Widerspruch geregt zu haben. Die Gleichgültigkeit und Unwissenheit in kirchlichen Dingen ist eben allzu groß. Wohl aber haben sich die orthodoxen Bischöfe dagegen erklärt. Ihren Widerspruch haben sie im Senat, dessen Mitglieder sie sind, ausführlich begründet und darin mit allem Nachdruck auf die gegensätzliche Behandlung der römischen und der orthodoxen Kirche durch den Staat hingewiesen. Was der römischen Kirche freiwillig dargebracht wird, eine großartige Dotierung, ist der orthodoxen Kirche, zu der sich doch eine um das Mehrfache größere Menge bekennt, nie bewilligt worden, seitdem der Staat 1863 das gesamte Kirchenvermögen eingezogen hatte. Dazu ist die römische Kirche für den nationalen Rumänen mit dem Stempel der Magyarisierung behaftet, also antinational, während die orthodoxe Kirche seit anderthalb Jahrtausenden mit den Geschicken des rumänischen Volkes verbunden ist. Jetzt wird jene überreichlich bedacht, diese nach wie vor stiefmütterlich behandelt. Dies die Einwände der Bischöfe. Sie sind durchaus begründet. Es ist begreiflich, daß die Bischöfe, vollzählig, der Patriarch an der Spitze, mit Berufung auf ihr Gewissen jede Verantwortung an dem Abschluß eines solchen Konkordats ablehnten und sich an der Beratung nicht weiter beteiligten. Dennoch ist es 1929 abgeschlossen worden.

Was bei solchem Konkordat einen rumänischen Orthodoxen, der noch ein Herz für seine Kirche und sein Volk hat, ganz besonders peinlich und schmerzlich trifft, ist die Tatsache, daß auf seiten der katholischen Kirche 1½ Millionen Rumänen stehen, die mit den 12 Millionen Orthodoxen desselben Fleisches und Blutes sind, dieselbe Sprache reden, dieselben Bräuche ausüben, schließlich auch denselben Glauben haben, nur daß sie einer andern Kirche angehören: die Unierten, die Griechisch-Katholischen. Ohne Kenntnis der Geschichte ist die Haltung dieser abgesonderten Rumänen unverständlich. Man sieht hier deutlich, wie sehr die Vergangenheit in die Gegenwart hinein wirkt.

8

Prinz Eugen hatte die Türken besiegt und die Habsburger konnten ihre mächtige Hand auf das von den Türken beherrschte Ungarn samt Siebenbürgen legen. Ein politisches Machtmittel der Habsburger war die katholische Kirche. Gelang es die eroberten Länder zu katholisieren, so war die habsburgische Macht auf das Festeste begründet. Die hart calvinistischen Ungarn blieben indessen auf ihrem Glauben. Aber die Rumänen des Landes, wirtschaftlich geknechtet und geistig unselbständig, waren der habsburgisch-jesuitischen List und Gewalt nicht gewachsen. Man verschaffte ihnen einige materielle Vorteile und gewann sie — wenn auch nicht alle, so doch etwa die Hälfte — für die katholische Kirche. Man ließ ihnen ihre Liturgie, ihre rumänische Kirchensprache, ihre Priesterehe und ihre Bischöfe; aber man stellte sie unter die Oberherrschaft des Papstes. Und die katholische Kirche hat es verstanden, diese von Haus aus orthodoxen Rumänen mit richtigem römischem Geist zu erfüllen, so daß sie auf deren Gefolgschaft unbedingt zählen darf. Zugleich hat sie einen Keil in das rumänische Volk des ehemaligen Ungarn getrieben, der bis auf den heutigen Tag dieses Volk in zwei sich befehdende Teile spaltet.

Sollte man für möglich halten, daß dem großen nationalen Fest in der alten Bischofsstadt Alba Julia auf siebenbürgischem Boden im Dezember 1918, wo durch die Krönung Ferdinands I. das neue großrumänische Reich gleichsam feierlichst in die Geschichte eingeführt werden sollte, daß diesem Tage — nicht bloß die ungarischen Bischöfe, was weiter nicht verwunderlich war, sondern die rumänischen katholischen Bischöfe mit ihrem Anhang fernblieben. Diese Unierten halten gegenüber dem eigentlichen Rumänentum überhaupt merkwürdig an sich. Ihre Psychologie ist nicht so ganz einfach. Antipathien und Sympathien kreuzen sich. Anderseits steht fest, daß die bewußten Orthodoxen und Nationalisten die Haltung der Unierten mißtrauisch betrachten. Immer steht die Erinnerung an den Abfall von der heimatlichen Kirche im Vordergrund, immer schmerzt sie der Gedanke, daß die Unierten sich von dem Erbfeind (dusman) als Werkzeuge zur Magyarisierung von Land und Leuten haben mißbrauchen lassen, und immer wieder regt sich der heiße Wunsch, diese Unierten möchten die päpstliche Unterthänigkeit abschütteln und sich mit der orthodoxen Kirche als deren rechtmäßige Glieder vereinigen. In dem vorderhand literarischen Kampfe zwischen den feindlichen Brüdern entwickeln die Orthodoxen zweifellos die größere Stoßkraft. Ihnen kommt zu Hilfe, daß der nationale Instinkt im Wachsen begriffen ist, und daß man jetzt mit Hoffnung auf Erfolg die Losung ausgeben kann: Hie magyarisch — hie rumänisch!, eine Losung, die ins Religiöse übersetzt lautet: Hie katholisch — hie orthodox! Der literarische Vorkämpfer ist der bereits erwähnte Konsistorialrat Ciuhandiu in Arad, ein Mann von erstaunlicher Kenntnis aller einschlägigen Verhältnisse und zur Aufklärung des Volkes unermüdlich in Wort und Schrift tätig.

9

Wie sich nun die Auseinandersetzung mit der römischen Kirche und mit den Unierten weiter gestalten und ob die orthodoxe Kirche Fortschritte machen wird, bleibt abzuwarten. Zunächst hat man die schweren Probleme an die Oeffentlichkeit gebracht und darf erwarten, daß sie nicht mehr aus der Diskussion verschwinden.

Spielt sich die Fehde gegen die römischem Gebiete ab, so der Kampf gegen allem auf dem Gebiete der Seelsorge das Sektentum, oder besser: dessen Schwert, ist der Mangel an Erfahrung fahrung auch kommen können, da die man von Rußland ab, überhaupt keine

Im Regat kannte man, soviel ich sehe, diese kleine Gemeinschaft verschnittener die an ihrer originellen Tracht erkennbare der Hauptstadt, anständige und stille Mens

Jemand Anstoß nahm. In Bessarabien allerdings gab es wohl schon immer Sektierer, meist mystischer Art, aus dem großen Becken des östlichen Sektentums, aus Rußland stammend. Doch wird zu russischer Zeit die Propaganda dieser Sektierer unter scharfem polizeilichem Druck gestanden haben. Eine Beunruhigung der Kirche war von ihnen kaum zu befürchten. — Ein tätiges und angriffslustiges Sektentum aber gab es innerhalb des alten Ungarn. Die Ungarn, soweit sie dem Protestantismus angehören, sind vorwiegend reformiert, calvinistisch, und es ist bekannt, daß der reformierte Protestantismus für das Aufkommen von Sekten einen günstigeren Boden abgibt als das Luthertum, das den pietistischen Drang nach Schaffung von Gemeinschaften bekehrter Christen im Großen und Ganzen landeskirchlich hat auffangen können. Von einer sektiererischen Bewegung z. B. innerhalb der lutherischen sächsischen Landeskirche in Siebenbürgen hat man nichts gehört. In Ungarn dagegen gab es schon früher Sekten, aber auch ihre Tätigkeit beschränkte sich vorzugsweise auf reformierte Gemeinden.

Jetzt erlebt die orthodoxe Kirche in Großrumänien eine förmliche Ueberflutung durch die Sekten. Sie dringen von Ost und West herein, von Rußland, von Ungarn, von England, von Amerika, aus der Schweiz, auch aus Deutschland. Alle Spielarten sind vertreten: Baptisten, Adventisten, Sabbatisten, Pentekostarier, Ernste Bibelforscher, Nazarener — viele auch uns bekannt, aber unter denen russischen Ursprungs (wie den Duchoborzen) manche, die uns nicht einmal dem Namen nach bekannt sind: Innokentisten usw. Die westlichen Sekten werden zum Teil mit dem Dollar finanziert. Die östlichen stehen, wie es scheint, zum Teil irgendwie mit dem russischen Bolschewismus in Verbindung. Ihnen allen ist, bei sonstiger Gegensätzlichkeit und Konkurrenz, Eins gemeinsam: der Haß gegen die Kirche. Und nun das überaus Merkwürdige! Ueber Nacht fast haben die Sekten in Tausenden von rein orthodoxen Ortschaften bereits Fuß gefaßt. Ihre entschiedenen Anhänger zählen — nach amtlicher Zählung — schon 150 000 Seelen. Ihre Wanderprediger zählen nach Tausenden. Ihre Werbekraft ist unheimlich. Jeder Proselyt wird zum Apostel. Und so haben sie es fertig gebracht, daß das ganze Land von dem Lärm und der Unruhe des Sektenwesens erfüllt ist. Innerhalb des durch und durch konservativen Landvolks — aber auch schon in den Städten — kommt es zu Konflikten, die sich wohl auch in Handgreiflichkeiten austoben. Am schmerzlichsten sind die Zusammenstöße innerhalb der Familie. „Keimt ein Glaube neu, wird oft Lieb und Treu wie ein giftig Unkraut ausgereut."

10

Diese vollständig überraschende Erscheinung des Sektentums im Gebiet der orthodoxen rumänischen Kirche fordert eine Erklärung; aber eine allgemein anerkannte hat man noch nicht gefunden. Vielleicht gilt hier das Wort: Alle Dinge haben ein paar Ursachen.

Da sagen denn die Einen: In und mit den Sekten greift der Protestantismus die orthodoxe Kirche an. Aber diese Erklärung berücksichtigt nicht die östlichen Sekten und bleibt die Antwort auf die Frage schuldig: Was soll den Protestantismus (der übrigens eine einheitliche Leitung nicht kennt) veranlassen, gerade jetzt einen Angriff auf diese Kirche zu richten, die ihm doch nichts zu Leide getan hat? — Andre, besonders national bekümmerte oder entrüstete Gemüter bringen den Neid der Ungarn und der Russen gegen die politische Erstarkung Rumäniens bei. Diese bösartigen Nachbarn, so sagt man, wollen ihre ehemaligen Gebiete wieder zurückerobern. Mit kriegerischen oder diplomatischen Mitteln bringen sie es nicht fertig. Also versuchen sie es mit religiösen, indem sie durch die Sekten, die sie aussenden, Unruhe und Verwirrung im Lande anstiften, um so die innere Einheit und Widerstandskraft nach außen zu schwächen und zu sprengen. So der Erzbischof Pimen von Jassi. Aber man darf fragen: Welches Interesse haben die am stärksten verbreiteten Sekten, nämlich die amerikanischen, an dem Zerfall Rumäniens? Wieder Andre sehen in den Sekten, zum mindesten in den amerikanischen, nur eine Begleiterscheinung der wirtschaftlichen Invasion der Vereinigten Staaten von Nordamerika, sind demnach nicht geneigt, tiefere Beweggründe anzunehmen. Diese Erklärung trifft wohl einzelne Erscheinungen, aber nicht viele, geschweige alle. Daß angelsächsische Religion und Moral dollarmäßig diskontiert wird, wird wohl zum Vorwurf gemacht. Es wäre aber doch ganz falsch, eine so plötzlich und so heftig hervorbrechende Bewegung auf wirtschaftliche Spekulation zurückzuführen.

Am zutreffendsten erklärt sich die Erscheinung des Sektentums aus dem Erlebnis des Weltkrieges. Wie überall hat auch in Rumänien der Weltkrieg zwar wüste Triebe geweckt, aber auch in manchen, vielleicht in mehr Menschen, als man gewöhnlich meint, das Verlangen nach ewigen Werten, nach Gott aus der Tiefe des Unterbewußtseins emporgeführt. Vielleicht trat hinzu der Trieb, den der Kommunismus befriedigen zu können sich vermißt, der Trieb nämlich nach einer allgemeinen Gleichheit, nach gleichem Anteil an allen Gütern. Letzteres wäre bei dem gemeinen Materialismus, der das öffentliche Leben der Herrschaften von Bildung und Besitz durchsetzt, nicht weiter verwunderlich. Sicherlich hat es aber die Kirche nicht verstanden, die Sehnsucht nach einem Leben in göttlicher Kraft und Reinheit zu befriedigen. Sie hat sich zu sehr mit der bloßen Kirchlichkeit begnügt. Ein genauer Kenner des rumänischen Sektentumes — Botoschaneanu — behauptet: in der rumänischen Volksseele sei durch all diese Einflüsse ein Hohlraum entstanden, und eben diesen Hohlraum füllten die Sekten mit ihren Motiven und Zwecken aus, mit ihrem Dringen auf Bekehrung, auf Enthaltung von den narkotischen Genüssen, auf eine streng sittliche Lebensführung, auf Scheidung von allem, was daran hindert, es heiße wie es wolle, mit ihren glühenden Zukunftserwartungen, die manchenorts sogar zur Bildung kleiner Theokratien, kommunistischer und sozialistischer Vereinigungen geführt haben.

11

Dieser mächtige Einbruch der Sekten traf die orthodoxe Kirche völlig unvorbereitet. Anfänglich hatte sie dem Radikalismus der Sekten lediglich ihren Anspruch, die allein berechtigte religiöse Gemeinschaft zu sein, entgegenzusetzen. Praescriptio haereticorum.[1]) Natürlich machte das auf die Sekten gar keinen Eindruck. Sie fragten ja gar nichts nach der Kirche, kümmerten sich um ihre Vergangenheit, ihre Würde, ihren nationalen Beruf so wenig wie um ihre Messe, ihre Heiligen, ihre Sakramente. Da beschwor man denn den Staat und die Polizei und verlangte, daß sie der Unordnung und dem Unfug steuern. Aber der Staat Rumänien will doch ein moderner sein, der unter Anderm auch Gewissens- und Glaubensfreiheit schützt. Einen Sektierer, der sich der Militärpflicht entzieht oder Andre zur Meuterei verführt, kann er natürlich strafen und straft er auch sehr empfindlich. In militärischen Dingen versteht er keinen Spaß. Aber was kann er gegen den Austritt aus der orthodoxen Kirche tun? Hat doch der Staat selbst in seinem neuerlichen Gesetz über die Kulte solchen Austritt geregelt.

So blieb denn der orthodoxen Kirche nichts übrig als Selbsthilfe. Die Kirche muß von sich aus die Bedürfnisse der Volksseele befriedigen, die sie bisher nicht befriedigt hat; anders ausgedrückt: die Geistlichen müssen bessere Seelsorger werden. Immer wieder legen die Bischöfe auf diesen Punkt den stärksten Nachdruck, sei es in ihren Hirtenbriefen und Erlassen, sei es in den Priesterkongressen. Die Verrichtung der slujba, des Gottesdienstes, genügt nicht mehr. Der Priester lerne alle seine Gemeindeglieder persönlich kennen, gehe ihnen persönlich nach, nehme Teil an ihren leiblichen und seelischen Nöten, helfe ihnen, wie er kann. So beuge er dem Eindringen der Sekten vor. Diesen selbst trete er freimütig entgegen, schlagfertig bibelkundig, aber nicht heftig und hochmütig. Er gebrauche auch Flugblätter, worin bis jetzt die mit allem Apparat der Reklame ausgestatteten Sektenleute voraus sind. Es wird sich aber schließlich die Ausbildung von Missionspriestern nicht umgehen lassen, die eigens die gefährdeten Gemeinden aufsuchen und den Angriff der Sekten durch einen Gegenangriff parieren. Dies etwa die Vorschläge zur Selbsthilfe.

[1]) Titel einer Schrift Tertullians. DH

Es scheint — ich sage ausdrücklich: es scheint, als ob die Sekten schon nicht mehr so stürmisch vordrängen. Haben sie sich, wie z. B. die Baptisten, schon vom Staate auf Grund seines Kultgesetzes als eine juristische Persönlichkeit anerkennen lassen, so ist die Gefahr, die von ihnen her droht, nicht mehr akut. Aber selbstverständlich ist die Gefahr des Sektentums für ein im Grunde urkonservatives Gebilde wie die orthodoxe Kirche in Rumänien ungemein groß. Es ist schon viel gewonnen, wenn es der Kirche gelingt, auf diese Gefahr aufmerksam zu machen. Bei der rein mammonistischen Einstellung der Presse (von einzelnen Ausnahmen abgesehen) und bei der skrupellosen Gleichgültigkeit der „Intelligenz" kann der Weckruf leicht überhört werden. Ist er doch erst der erste Hahnenschrei. Der zweite und dritte werden folgen müssen.

Jenen tapfern, treuen und selbstlosen Männern, die für ihre orthodoxe Kirche und damit auch für ihr Volk in die Bresche treten, wünschen wir tatkräftige Hilfe, besonders von seiten der wahren Intelligenz, nicht der falschen, die nichts lernt und nichts vergißt. Diese kann bloß hindern und schaden. Möge jenen Männern ein Erfolg beschieden sein. Und wenn der Erfolg sich nicht so schnell einstellt, wie sie wohl wünschen, wenn sie noch manche Not und sogar Feindschaft auf sich nehmen müssen, so möge ihnen die Losung vor der Seele stehen: Via crucis via lucis.[2])

Heidelberg Carl Arnold

Nochmals: Was verlangt die gegenwärtige Not von uns?

1. Die wachsende Not

Seit ich vor zwei Monaten hier über die gegenwärtige Not geschrieben habe, ist die Zahl der Erwerbslosen, die der beste Gradmesser der Not ist, um eine weitere Million gestiegen. Es gibt nun über sechs Millionen Erwerbslose in Deutschland. Die Verschlimmerung der Lage spricht sich jedoch noch nicht genügend in jener Zuwachsziffer aus. Es ist nicht nur eine Million Menschen mehr, die nun bloß 10 Mark wöchentlich statt 50 Mark zum Leben zur Verfügung haben, sondern ganz andere Notsteigerungen sind damit verbunden: in zahlreichen Familien sind nun beide Verdiener oder alle Verdiener erwerbslos, so daß sich kein Ausgleich mehr schaffen läßt; eine noch größere Zahl von Erwerbslosen ist es nun im zweiten oder dritten Jahr, mit niedrigsten Unterstützungssätzen oder ganz ohne solche; die Aussichten auf Wiedereinstellung in den Arbeitsprozeß sind noch geringer geworden. Was den letzteren Punkt anlangt, so ist zwar im Frühjahr und Sommer die Besserung zu erwarten, die die Saison für einige Branchen mit sich bringt; aber diese Besserung wird von Jahr zu Jahr geringer, die Zahl der unabänderlich und dauernd Erwerbslosen immer größer. Die Mittel, die dagegen angewendet werden, sind notwendig inadäquat. Deutschland kann zur Zeit nicht den Kapitalmangel beheben, der den entscheidenden Grund des Niederganges aller Arbeitszweige ausmacht. Deutschland ist ein völlig verarmtes Land geworden.

Uns beschäftigt vor allem die Lage derer, die nun im zweiten oder dritten Jahr arbeitslos sind. Soweit diese Menschen nicht enge Beziehungen zum Land haben oder in kleineren Städten auf übersichtlicherem Gebiet leichter Hilfe erfahren, wird ihre Lage immer trostloser. Es sind vor allem die kinderreichen Familien, in denen der Hunger und mit ihm zugleich die Krankheiten zunehmen. Man wird demnächst ähnlich wie im Kriege eine Rechnung aufmachen müssen, wie viele Kinder und Erwachsene diesem Hungerkriege zum Opfer gefallen sind. Unsere Großstädte haben nun einmal nicht die Organisation, die ausreichen würde, um die wahrhaft Bedürftigen herauszufinden. Die ärmeren Stadtteile haben abgesehen davon die Mittel nicht, um auch nur den Familien, die die größte Not leiden, ausreichend zu helfen. Es liegt mir völlig fern, die Verdienste der öffentlichen und privaten Wohlfahrtspflege zu verkleinern — ich selbst stehe ja in dieser Arbeit —, auch kann in Berlin die Leistung der Winterhilfe nicht genug gerühmt werden. Aber um nochmals Zahlen zu geben: Die Zahl der Wohlfahrtserwerbslosen, die im November vorigen Jahres im Ostbezirk Alt-Berlins (Friedrichshain) etwa 21 000 betrug, ist jetzt auf etwa 25000 angewachsen. Für jene 21000 standen, wie ich neulich hier berichtete, im November 1931 etwa ebensoviel Mark aus den Mitteln der Winterhilfe zur Verfügung. Gegenwärtig sind für die genannten 25 000 gar keine Mittel mehr zur Verfügung. Die ansteigenden Ausschüttungen der Monate November, Dezember, Januar sind zu einem Stillstand gekommen. Im Bezirk Friedrichshain sind seit Mitte Januar keine Gelder mehr ausgezahlt worden.*) Die 2000 Erwerbslosen-Parteien, die sich bei der Sozialen Arbeitsgemeinschaft Berlin-Ost als einer der zuständigen Stellen der Berliner Winterhilfe gemeldet haben, werden durch Anschläge und Mitteilungen benachrichtigt, daß sie nichts erhalten können. Die Not ist daher jetzt besonders groß. So schön es ist, daß in den vergangenen drei Monaten von etwa 9000 als dringlich angesehenen Anträgen von Erwerbslosenparteien im Bezirk Friedrichshain etwa 7000 berücksichtigt werden konnten, bedeutet das noch nicht einmal 1 Mark auf den Kopf der von der Erwerbslosigkeit betroffenen Familienglieder des Bezirks. Angesichts der knappen Hilfen, die den Erwerbslosen als feste Zahlung gewährt werden können! Das heißt: allmähliches Verhungern.

Nun wird mir entgegengehalten, daß es ja neben Erwerbslosenhilfe, Krisenunterstützung, Wohlfahrtshilfe und Winterhilfe auch noch andere Formen der Hilfe gäbe, durch die Unterstützungen unter die Erwerbslosen gebracht würden. Der Eine verweist auf die Stahlhelmhilfe, der Andere auf die Rote Hilfe, der Dritte auf die Hilfe einzelner Firmen und Geschäfte. Das sind vielleicht alles ganz dankenswerte Sachen. Sie bedeuten aber in den eigentlichen Armutsvierteln unendlich wenig. Warenhäuser und Geschäfte, die große Mittel ausschütten könnten, gibt es in solchen Bezirken wie Berlin-Friedrichshain kaum. Der Stahlhelm und verwandte Organisationen haben keinen Boden dort. Die Rote Hilfe verfügt nicht über große Mittel. So wird die oben genannte Summe, die für die Notleidenden zur Verfügung steht, kaum vermehrt.

Aber es gibt Einwände, die meiner Schilderung der Not noch ernsthafter zu Leibe gehen. Ich denke an einen Wirtschaftsführer, mit dem ich kürzlich sprach: Die meisten Erwerbslosen seien ja doch Schwarzarbeiter. Ich kenne das tägliche Leben dieser Menschen. Ich weiß von einer ganzen Anzahl Erwerbsloser ziemlich genau, ob und wieviel Arbeit sie zwischendurch haben. Sie kommen zu unseren Erwerbslosenkursen und sind zum Teil den ganzen Tag über mit uns in Berührung. Unsere Mitarbeiter wie auch die Beauftragten der Winterhilfe kommen täglich in soundso viel Familien. Es sind verschwindend wenige, die zeitweilig etwas Arbeit haben: Tischlerarbeit in einem befreundeten Privathause, Hilfsdienst bei der Post in der Weihnachtszeit, Waschfrauen- oder Näharbeit oder dergleichen. Es ist geradezu lächerlich zu behaupten, daß die Schwarzarbeit in den Arbeitervierteln Berlins einen nennenswerten Umfang habe. Das aber, was daran zutreffend ist, sollte doch nur dazu Anlaß geben, das Kontrollsystem der Arbeits- und Wohlfahrtsämter zu verbessern, nicht aber die Not der Uebrigen, d. h. der Masse der Erwerbslosen noch größer werden zu lassen. Man kann doch nicht den „Stand" der Erwerbslosen, selbst wenn es einen solchen gäbe, für etwas verantwortlich machen, was den meisten „Standesgenossen" überhaupt nicht bekannt ist.

Ein anderer alter Einwand, der mir im Zusammenhang mit dieser Frage begegnet, ist der: jede Erwerbslosenhilfe sei vom Uebel, weil sie den Menschen unselbständig oder faul mache; es sollten keine öffentlichen Mittel dafür ausgegeben werden. Dieser Einwand mag in einem reichen Lande wie Amerika, wo es noch viele Wohlhabende gibt, oder in einem Agrarlande wie Rumänien, wo jeder auf seine Landbeziehungen zurückgreifen kann, Sinn haben; in Deutschland ist er sinnlos. Man würde diese Menschen geradezu veranlassen, als Sturmtruppe

[2]) Der Weg des Kreuzes ist der Weg zum Licht.

*) Anmerkung des Verfassers: Der Aufsatz ist Mitte Februar geschrieben worden. Ende Februar ist noch eine gegenüber den Vormonaten verringerte Zahlung erfolgt.

auf die Straße oder als Räuber in die besseren Stadtviertel zu ziehen. Sie müssen doch leben!

Völlig verständnislos ist auch der Einwand, die Not der anderen Klassen sei viel größer als die des Arbeiterstandes. Ich verstehe es natürlich, daß jeder Stand seine eigenen Nöte in das rechte Licht zu rücken sucht. Aber die Art, wie heute die politischen Parteien aus der Not ihrer Gruppe Kapital schlagen und gleichsam einen Wettlauf um den höchsten Preis der Not antreten, ist widerwärtig. Menschen, die wirklich helfen wollen, spielen nicht die Not der verschiedenen Volkskreise gegeneinander aus. Außerdem kann jeder Einsichtige erkennen, daß es sich bei meiner Schilderung der Nöte der Erwerbslosen durchaus nicht nur um Arbeiter, sondern auch um Mittelstand handelt. Nicht nur, daß in den Vorderhäusern von Berlin-Ost ein ärmerer Mittelstand wohnt; ich werde ja in meinen Sprechstunden und in Briefen täglich von ungezählten Gliedern eines besseren Mittelstandes angegangen. Ich habe nie, weder in meiner sozialen Arbeit noch grundsätzlich, solche Unterschiede gemacht. Aber gewisse Parteipolitiker und Parteiblätter haben sich in einen solchen Haß gegen die „Arbeiterschaft" hineingesteigert, daß sie nichts mehr ruhig mitanhören können, was zugleich auch oder gar in erster Linie deren Not betrifft. Also, wenn mir gesagt wird, daß die Not des Mittelstandes viel größer sei als die der Arbeiterschaft, dann ist mein Interesse nur dies, daß diejenigen, die am meisten mit Mittelstandsnöten zu tun haben, darüber nicht ganz die Not des Arbeiterstandes vergessen mögen. Das aber, was ich über die deutsche Not und speziell auch über die Not von Berlin-Ost gesagt habe und sage, bezieht sich durchaus auch auf die Not des Mittelstandes.

Aber es gibt ja nicht nur Not des Mittelstandes, die heute eine gewisse Parteipresse so gern in den Vordergrund stellt, obwohl sie ganz andere Interessen verfolgt, sondern auch eine Not vornehmster Schichten und Stände. Es gibt wirklich Fürsten und Exzellenzen, die heute in bitterer Not sich befinden. Und neben diesen Vertretern alter Stände die Masse zerschlagener Existenzen dieser Tage! Seit dem Sommer ist die Krankheit der Zusammenbrüche, die der Kapitalmangel in Deutschland verursacht hatte, zu einer Erscheinung des täglichen Lebens geworden, die fortwährend Existenzen zerstört und auf die Straße wirft. Die Not ist so groß, daß die Wirtschaft trotz des entgegengesetzten Willens ihrer Führer einem Staatssozialismus zutreibt. Aber diese Ereignisse bis hin zu der Sanierung des Bankwesens sind ja vor aller Augen. Damit man nicht denke, daß ich meine Augen davor verschließe, gebe ich die Zuschrift eines Lesers der CW wörtlich wieder:

„In Berlin ist im Herbst 1931 die staatliche Kroll-Oper der Verarmung zum Opfer gefallen, auch eine Reihe anderer Theater sind eingegangen. Jedermann sieht an den Litfaßsäulen, wieviel bescheidener der Theater-Anzeiger für Groß-Berlin geworden ist. Nicht nur das glänzende Weinrestaurant „Rheingold", sondern auch das altberühmte Café Bauer, Unter den Linden, haben ihre Tore geschlossen. Nach amtlichen Nachrichten betrug die Zahl der Konkurse in der Gast- und Schankwirtschaft 1929 noch 285, 1930 schon 426. Es ist nicht zu bezweifeln, daß sie im Jahre 1931 erheblich größer sein wird. Die „Voss. Ztg" vom 14. Januar 1932 bringt einen Aufsatz mit großer Ueberschrift: „Berliner Gaststätten müssen schließen." Eine offizielle Auskunft der Organisation der Feinkostgeschäfte meldet, daß nach den vorliegenden Nachrichten aus Mitgliederkreisen der Umsatz 1931 um 30—40% hinter dem Umsatz von 1930 zurückgeblieben ist. Am meisten werden hiervon die sogenannten Luxusartikel betroffen. Der Verband der Saal- und Konzertlokalinhaber teilt mit, daß nach dem bisher möglichen Ueberblick die Einnahmen im Jahre 1931 um 40—60% zurückgegangen sind." Auch wenn man nicht alles glauben darf, was die Interessenverbände angeben, so ist doch vieles, wie z. B. der Rückgang des Alkoholverbrauches, vor aller Augen. Auch der Tabakverbrauch ist im letzten Jahr zurückgegangen. Trotzdem gibt das deutsche Volk für diese Genußmittel, d. h. für Alkohol und Tabak allein, das Mehrfache der Reparationssumme aus. Dasselbe gilt für die Gesamtsumme der deutschen Einfuhr (landwirtschaftliche Erzeugnisse des Auslandes einschließlich Genußmittel und Industrieerzeugnisse). Diese Feststellungen seien zugleich zur Klärung und zur Berichtigung meiner diesbezüglichen Sätze in jenem ersten Aufsatz gemacht.

2. Unsere Christenpflicht der Volksnot gegenüber

Dreierlei habe ich in jenem ersten Aufsatz in der Christlichen Welt unter der Ueberschrift „Was verlangt die gegenwärtige Not von uns?" gefordert: daß wir als Christen die Schule der Not für uns selbst bejahen; daß wir als Christen und Volksgenossen das unterschiedliche Leben, so weit an uns liegt, aufgeben; daß wir uns als Hausgenossen Gottes für einen Neuaufbau der Wirtschaft, der mehr Planung für Volks- und Weltwirtschaft enthält, verantwortlich fühlen.

Den schärfsten Widerspruch hatte ich bei dem dritten Punkt erwartet. „Planwirtschaft" wird von vielen als ein Schlagwort empfunden, das einer Partei zugehört. Viele haben sofort die Assoziation Kommunismus. Aber sonderbarerweise ist dieser Vorwurf nicht gekommen, jedenfalls nicht bis zu mir gedrungen und auch in der Presse kaum aufgetaucht. Es mag das — so hoffe ich wenigstens — mit der Tatsache zusammenhängen, daß ziemlich weite Volkskreise heute ein Gefühl dafür haben, wie stark das privatwirtschaftliche System dieser letzten kapitalistischen Epoche abgewirtschaftet hat. Jedenfalls gehen die Gedanken Vieler, die nach Hilfe ausschauen, in der neulich von mir bezeichneten Richtung. Und ich kann nur Anderen, Sachverständigeren, die Aufgabe überlassen, uns da weiterzuführen.

Dagegen ist schärfster Widerspruch jenen beiden ersten Forderungen begegnet, daß wir als Christen die uns aufgelegte Schule der Not bejahen und, soweit an uns liegt, das unterschiedliche Leben, das in unserem Volke geführt wird, aufgeben und bekämpfen sollen. Natürlich erfolgt ein Widerspruch gegen solche Sätze zumeist nicht offen, sondern der Tapferkeit eines jeden entsprechend mehr oder minder verdeckt.

Als *verdeckten* Widerspruch sehe ich es an, wenn man von den Forderungen, die ich stelle, ablenkt, indem man so tut, als leugnete oder verkleinerte ich die Not. Die Artikelschreiber, die mich ihren Lesern so darstellen, wissen ja doch, daß ich die Not aus erster Quelle kenne und erlebe. Ich habe seit mehr als zwanzig Jahren an denselben Wochentagen und zu denselben Zeiten meine Sprechstunden für Alle in Berlin-Ost, in denen Nöte aller Volksschichten an mich herantreten. Ich bin gezwungen, für die Notleidenden um Hilfe zu bitten; Tausende von Menschen in Deutschland haben mir ihre Hilfe zur Ueberwindung der Nöte gewährt. Es liegt wahrhaftig nicht im Interesse meiner Arbeit, die bestehende Not zu verkleinern. Nur weil ich die Not, die uns im Kriege betroffen hat, die Not der Nachkriegsjahre und nun wiederum die Not, die uns jetzt betroffen hat, als so ungeheuer groß ansehe, stelle ich die Forderung, daß wir uns mit ihr auseinandersetzen, daß auch diejenigen, die keine direkte Berührung damit haben, sich auch unter dies Schicksal stellen, kurz, daß wir dies schwere Schicksal in unser Bewußtsein, und zwar in unser christliches Bewußtsein aufnehmen.

Als eine Verleugnung der Not sehe ich es an, wenn Kreise unseres Volkes und nun vollends christliche Kreise es für selbstverständlich halten oder hielten, daß der Standard gewisser Kreise des Volkes sich weiter heben müsse, heben müsse trotz der Not weiter Volksschichten und über die Verhältnisse entsprechender Schichten benachbarter Völker. Wer die Lage der verschiedenen Volksschichten in Deutschland mit der Lage der entsprechenden Schichten anderer Völker verglichen hat, muß für jene Jahre der Deflation den von mir behaupteten Tatbestand anerkennen. Ich sage es heute noch deutlicher: In Rußland, in den Ostseeländern, in Polen, in Oesterreich, in der Tschechoslowakei, ganz zu schweigen von den Balkanländern, ebenso aber auch in Frankreich und Belgien ist die durchschnittliche Lebenshaltung, vor allem aber die Lebenshaltung der wohlhabenderen Schichten während der Jahre 1925—1930 geringer gewesen als in Deutschland. Wenn das die Menschen, die über die deutsche Lage geklagt haben, nicht gewußt haben, dann sollen sie es jetzt wissen! Wahrheit

ist immer von Nutzen. Auch die kirchlichen Kreise sollen es wissen. Sie sollen wissen, daß, so groß in einzelnen Bezirken kirchlicher Arbeit, z. B. in meiner eigenen Arbeit, die Not war und ist, doch in andern Ländern gerade die entsprechenden Kreise viel größere Not gelitten haben. Ich kann, was Gehalt und Lebenshaltung der Geistlichen anlangt, genau belegen, daß nicht nur in den östlichen Ländern, sondern auch in Frankreich die Verhältnisse sehr viel schwerer und unglücklicher gelegen haben als in dem von mir bezeichneten Zeitraum in Deutschland. Und ich wende mich gegen die Leute, die da die objektiven Tatbestände leugnen und, wenn die Wahrheit gesagt wird, sie durch Umfälschungen bekämpfen. Aber abgesehen von solchen journalistischen Fragen: es handelt sich hier um das religiöse Interesse der Dankbarkeit. Und das ist verletzt, wenn Geschenke Gottes als selbstverständlich hingenommen werden, ja wenn es als selbstverständlich gilt, daß man selbst mehr hat als andere. Wenn dann die Not kommt und die Selbstverständlichkeit der Ansprüche zerstört, dann vollends ist es höchste Zeit, die Notforderungen zu bejahen. Und deshalb schrieb ich neulich: Nachdem die Not zu uns gekommen ist, ist es erste Pflicht, daß wir sie als Christen verstehen.

Dazu gehört allerdings nach meiner Meinung auch ein Aufgeben des „unterschiedlichen Lebens" innerhalb des Volkes. Ich habe seinerzeit schon gesagt, was ich mit dem unterschiedlichen Leben meine. Ich meine das, was vor aller Augen ist und von keinem Kenner der Verhältnisse geleugnet werden kann. Man mache doch die Augen auf auf den Straßen von Berlin, Hamburg, Leipzig oder Frankfurt! Man lasse sich nicht täuschen durch die Tatsache, daß allerlei Vergnügungsstätten eingehen. Diese Vorgänge widerlegen nicht eines: daß noch immer Hunderttausende das Geld, das sie verdienen, in Schlemmereien und Vergnügungen anlegen, die im Kriege verboten gewesen wären, jetzt aber trotz Volksnot noch immer in größter Aufmachung bestehen. In einer Stadt wie Berlin wohnen nebeneinander unter den vier Millionen Einwohnern die fünfhunderttausend Menschen, die durch die Arbeitslosigkeit zu schwersten Entbehrungen gezwungen sind, mit ihnen ebensoviel Angehörige, die gleiche Not leiden, und auf der andern Seite jene „oberen Zehntausend", die in Wahrheit aber nach vielen Zehntausenden zählen, die sich ihr früheres Wohlleben erhalten oder aber gegen früher noch gesteigert haben. Die meisten Vergnügungsstätten sind Abend für Abend überfüllt. Es gibt Hunderttausende in Berlin, die den Abend nicht mehr zu Hause verbringen können. Ich spreche nicht von bestimmten Ständen, damit man mich nicht wieder mißverstehe. Ich stelle fest, daß es in allen Ständen solche volklose und vaterlandlose Menschen gibt, die in dieser Notzeit das Geld in Haufen herauswerfen. Es wird berechnet, daß allabendlich in Berlin fünf Millionen Mark für Vergnügungen ausgegeben werden. Eine andere Statistik errechnet vielleicht nur den zehnten Teil. Ich neige mehr der ersten Zahl zu, die auch noch höher angegeben wird. Diese fünf Millionen würden für die Erwerbslosen Berlins zehn Mark täglich pro Kopf bedeuten. Mehr noch: sie würden, produktiv angewandt, Arbeit für die sämtlichen Erwerbslosen Berlins bedeuten. Es ist furchtbar und tief erschreckend, daß Möglichkeiten, die dem moralischen Sinn so nahe liegen, doch in Wahrheit in weitester Ferne bleiben.

Ist es nicht für uns Christen wenigstens eine Gewissenspflicht, mit diesem unterschiedlichen Leben ein Ende zu machen? Müssen wir nicht alles tun, um die, die mit uns den „Weg" gehen, zu dem gleichen Verhalten zu bringen? Ich will nicht allgemein reden, sondern, damit alles klar sei, konkret sprechen, auf die Gefahr hin, noch größeren Anstoß zu erregen. Ich halte es für nötig, daß wir unsere Lebenshaltung derjenigen unserer ärmeren Volksgenossen stärker anpassen. Ich meine keine Egalität, die mir zuwider ist und auch nie auf die Dauer durchführbar sein wird. Wer am Schreibtisch zu arbeiten hat, braucht mehr Wohnraum als der Außenarbeiter, und wer fortwährend in der Oeffentlichkeit zu erscheinen hat, braucht bessere Kleidung, und wer schwer zu arbeiten hat, braucht bessere Ernährung, und der Musiker sein Instrument usw. usw. Aber braucht wirklich der deutsche Mensch in einer Notzeit wie der unseren den russischen Kaviar oder die ägyptische Zigarette oder den französischen Sekt? Hat er ein Recht darauf, hinter dem Rücken des Volkes ein Leben zu führen, das sich nicht vor den Augen des Armen sehen lassen kann? Und hier komme ich zu einem entscheidenden Punkt: ich fordere seit zwanzig Jahren von dem deutschen Menschen an Stelle seiner Anonymität im Luxusviertel ein gemeinsames Leben der Verantwortung vor und für einander, womöglich ein Leben mit dem Nachbar im Arbeiterviertel, das von diesem jederzeit kontrolliert werden kann. Das mag höllisch unbequem sein für manchen Unternehmer. Aber es ist genau das, was wir für die vielberufene Volksgemeinschaft, falls eine solche Sinn haben soll, brauchen. Die Mitarbeiter der Sozialen Arbeitsgemeinschaft Berlin-Ost stellen sich freiwillig unter die Kontrolle ihrer Nachbarn. Sie wohnen und leben vor den Augen der Arbeiter oder auch der Arbeitslosen. In unserer Wilhelmshagener Siedlung sind sie täglich unter der Kontrolle dieser Kinder der Aermsten, die hier aufgezogen werden, unter der Kontrolle ihrer Verwandten, unter der Kontrolle der Arbeiter, die in unserer Siedlung wohnen, unter der Kontrolle der Arbeitslosen, die das Volkshochschulheim besuchen. Das ist für die Hausfrau, die Mutter, die Kinder vielleicht nicht immer bequem, aber das ist Forderung, Aufgabe, Lebenserfüllung. Ja, es ist da, wo es in seiner Tiefe verstanden wird, mehr: es ist Bejahung der Bruderschaft; es ist das Größte, was uns geschenkt werden kann, es ist Friede und Freude im Geist. Wie sollten wir das nicht allen Volksgenossen wünschen, die nach Gott fragen!

Wenn die Kirche als ganze diese enge Verbindung mit allen Volksschichten, speziell mit dem Arbeiterstande hätte, die wir ihr nach Wesen und Ursprung wünschen müssen, dann würde auch sie solcher Nachbarschaft und Kontrolle der Notleidenden sich freuen. Sie würde ihr Leben auf diesen Tatbestand einstellen. Sie würde ihre Wünsche danach einrichten. Ein Bruder, der seinen Bruder in Not weiß — ein wirklicher Bruder! — kann in solcher Zeit nicht Ausgaben machen, die nicht durchaus notwendig sind. Er wird fortwährend sich fragen, was geschehen kann, um die Not seines Bruders und seine eigenen Bedürfnisse in Einklang zu setzen. Er wird zum Verzichten bereit sein, auch wenn noch so starke Wünsche oder gar Bedürfnisse bei ihm selber vorliegen. Dieser Verzicht kann, wenn er ernsthaft, tief erlebt, durchgearbeitet und der Gemeinde klar geworden ist, für ihren Aufbau viel wertvoller sein als die schönsten Bauten und sonstigen Verbesserungen ihres äußeren Daseins. Aber auf diese Dinge bin ich neulich absichtlich nicht zu sprechen gekommen, weil ich bei der tausendfältigen Verschiedenheit der Verhältnisse nicht einzelne Ausgaben treffen wollte. Obwohl ich Gemeindehäuserbauten und andere Dinge weiß, die ich in ihrer konkreten Situation für verfehlt halte, sowohl vom christlichen wie vom nationalen Standpunkt aus, habe ich neulich diese peinlichen Fälle nicht besprochen, wie ich einigen Kritikern sagen möchte, die sich getroffen fühlten; ich habe davon nicht gesprochen, weil ich nicht ungerecht verallgemeinern wollte. Dagegen habe ich eine Charakterisierung gegeben, die allgemeinere Geltung hat: das ist der Mangel an Einstellung auf die Not der Zeit und die Not der Brüder; oder positiv ausgedrückt: die Selbstverständlichkeit, mit der manche kirchliche Kreise annahmen, daß für ihre Bedürfnisse alles da sein müßte. Das habe ich mit vollem Bewußtsein über die Haltung der kirchlichen Kreise während jener vergangenen Jahre gesagt, hoffend, daß vielleicht schon in der jetzigen Notzeit diese Stimmung überwunden sei, wie gewisse Erlasse und sonstige Aeußerungen zeigen. Daß die Not, und zwar auch die kirchliche Not, jetzt auf ein ungeheures Maß gestiegen ist, habe ich so oft — vor allem dem Ausland gegenüber — ausgesprochen, daß es keiner Hinweise bedarf für die, die überhaupt die Gesprächsführung der deutschen Christen mit dem Ausland verfolgen. Aber in jenem Aufsatz der Christlichen Welt hatte ich es nicht mit der Frage zu tun, wie das Ausland unsere Lage bessern kann — obwohl ich auch dazu einige Sätze schrieb: „daß nicht alle Lasten durch Jahrzehnte nur einem Volk aufgeladen werden können; daß der Wirtschaftsgang der Welt nicht eine so ungleichmäßige Verteilung der Lasten verträgt" usw. —, sondern ich hatte es mit der Frage zu tun, was die gegenwärtige Not von uns

Deutschen verlangt. Es muß doch noch möglich sein, in einer deutschen kirchlichen Zeitschrift sich mit unseren deutschen Fragen und Anliegen, unsern Pflichten und Versäumnissen zu befassen. Ja ich wiederhole: wenn wir die Unterschiedlichkeit des Lebens der zwei Völker in Deutschland nicht unsern Volksgenossen vorhalten dürfen, dann wird über kurz oder lang ein deutsches Volk überhaupt nicht mehr existieren.

3. Deutsche Not und christliches Ausland

Daß die ökumenische Bewegung noch nicht im deutschen Kirchenvolk verwurzelt ist, ist oft genug gesagt worden. Aber man macht sich in diesem Zusammenhang meistens nicht klar, daß die Unbildung unseres Kirchenvolkes auf dem Gebiet der internationalen kirchlichen Beziehungen in engstem Zusammenhang steht mit der Unbildung unseres Volkes auf internationalem Gebiet überhaupt, mit seiner Unerzogenheit in allen außenpolitischen Fragen. Ob das daran liegt, daß früher die Fürsten die Außenpolitik gemacht haben, oder an dem überragenden Genie Bismarcks, dem man blindlings folgte, oder an der „Konstruktion der deutschen Volksseele" im Allgemeinen, lasse ich hier dahingestellt. Tatsache ist, daß der Durchschnittsdeutsche trotz alles Interesses für das Ausland sich nicht recht vorstellen kann, was das Ausland über ihn sagt und denkt. Und so machen sich auch heute die wenigsten eine richtige Vorstellung von dem, was das Ausland über die deutsche Not sagt.

Ich will eine Quintessenz dieser Auslandsmeinungen geben, wobei ich von den Verschiedenheiten der Ansichten in den verschiedenen Völkern absehe. Also man denkt und sagt etwa folgendes: „Deutschland hat im Krieg große Ausgaben gehabt, aber sein Geld ist im Wesentlichen im Lande geblieben. Seine ausländischen Gläubiger hat es durch die Inflation betrogen. Nach Ueberwindung der Inflation hat es durch Anleihen die Möglichkeit gewonnen, seine Industrie auf einen sehr hohen Stand zu bringen. Die deutschen Fabriken und Anlagen sind besser daran als die des ganzen übrigen Europa. Die Lebenshaltung ist seitdem sehr hoch. Die Steuern sind trotzdem niedriger als in den anderen Ländern, die im Kriege gestanden haben. Wenn Deutschland die Reparationen erlassen werden, steht es mit seiner Industrie und seinen anderen Vorteilen besser da als die ganze übrige Welt."

Wir Deutsche wissen, daß eine solche Darstellung der deutschen Lage ein Gemisch von Unwahrheiten und Uebertreibungen ist. Trotzdem bemühen sich nur wenige darum, jene Behauptungen zu widerlegen. Vollends die deutschen Kirchenzeitungen sind im allgemeinen gar nicht darauf eingestellt, mit den wirklichen Meinungen des Auslands, also auch der Kirchen des Auslands, zu rechnen. Unsere Kirchenleute wissen gar nichts davon, daß einige Menschen seit Jahren daran arbeiten, diese Auseinandersetzung zwischen den wirklichen Meinungen des Inlands und Auslands herbeizuführen, und daß sie gewisse Erfolge dabei erzielt haben. Heute steht es so, daß die Christen der anderen Länder sehr viel besser über die deutsche Notlage unterrichtet sind als der Durchschnitt der Ausländer sonst. Viele Verlautbarungen kirchlicher Kreise können das einwandfrei beweisen.

Aber in einem Punkte steht es zur Zeit mit dem Urteil kirchlicher oder nichtkirchlicher Kreise gleich schlecht: die ausländischen Berichterstatter, die nach Deutschland kommen, finden zwar manche Schreckensnachrichten in den Zeitungen und hören manche Elendsberichte persönlicher Art, sie sehen aber auf den Straßen und in den Vergnügungslokalen nur Ueberfluß und Schlemmerei.*) Auch kirchliche Berichterstatter, die Deutschland sehr wohlgesinnt sind, machen solche Feststellungen. Gerade auch solche, die Deutschland seit Jahren kennen, betonen, daß der Aufwand der Vergnügungen offenbar zugenommen habe.

*) Anmerkung des Verfassers: Muß ich hier, um Mißverständnisse zu vermeiden, ausdrücklich sagen, daß das, was sie sehen, selbstverständlich nicht das vollständige Bild ist? Trotzdem werden natürlich einige Zeitungen nur diesen einen Satz zitieren und hinzufügen: Siegmund-Schultze sagt dem Ausland, in Deutschland gebe es nur Ueberfluß und Schlemmerei.

Einige Deutsche machen sich's mit der Widerlegung jener Meinungen sehr leicht, so leicht, daß die sogenannte Widerlegung angesichts der Wirklichkeit wirkungslos bleibt. Sie sagen zum Beispiel: in den Berliner Hotels Adlon oder Esplanade oder Kaiserhof wohnten „nur Ausländer" und die Vergnügungsstätten Berlins seien nur von Franzosen und Amerikanern besucht. Sicherlich sind viele Ausländer darunter, und oft genug habe ich Gelegenheit gehabt, diese Tatsache ausländischen Gästen und Beurteilern Deutschlands zum Bewußtsein zu bringen. Aber der Prozentsatz der Ausländer, die an den teuersten Vergnügungen Deutschlands beteiligt sind, geht doch selten in die zweistelligen Zahlen. Wenn die Ausländer das nicht mit eigenen Augen sehen, dann sagen's ihnen die deutschen Zeitungen. Oder es erzählen die Fremdenlisten der teuersten Kurorte der Welt, daß das deutsche Not- und Solidaritätsbewußtsein nicht sehr tief entwickelt sein kann. An der französischen Riviera haben in diesem Winter anscheinend die deutschen Gäste den stärksten Prozentsatz ausländischer Gäste ausgemacht, nachdem die Engländer sich in ihrer nationalen Disziplin, das Pfund zu retten, aus Frankreich zurückgezogen haben. Und unsere naiven Teutschen bilden sich ein, daß das die Franzosen und Engländer nicht wüßten! Jeder dritte Franzose, den ich im Januar bei einem Aufenthalt in Paris wegen der Reparationen sprach, wies darauf hin. Und jeder zweite Amerikaner, der nach Deutschland kommt, um ein Bild von der Not zu gewinnen, hält mir das vor, was er in den Berliner Hotels und Vergnügungsstätten erlebt. Leben denn diese Teutschen auf dem Monde, daß sie von allen diesen Erscheinungen nichts wissen? Natürlich, sie haben's leicht, starke Worte vor ihren Lesern zu deklamieren. Auch wenn diese wissen, wie es steht, haben sie sich an solche Deklamationen gewöhnt. Wir aber, die wir mit den wirklichen Menschen aus anderen Ländern Gespräche führen, befinden uns in einer anderen Lage. Wir müssen gewisse Tatbestände anerkennen. Wenn wir uns auch noch so sehr bemühen, den Anteil des Auslands an dem Berliner Schlemmerleben hervorzuheben, es bleibt doch der Hauptanteil an den Deutschen hängen. Und was sollen wir den Ausländern anderes sagen als immer wieder dies: Ja, es gibt solche Leute, solche Zehntausende, aber wir haben keine Kontrolle über sie. Wenn auch der Staat noch so viel tut, wenn auch die gegenwärtige Regierung durch ihre Notverordnungen dem deutschen Volk mehr Zwang und Verzicht auferlegt hat, als je einem Kulturvolk in Friedenszeiten zugemutet worden ist, es bleibt doch diese unfaßbare Gesellschaft von Mehrverbrauchern, die den deutschen Namen im Inland und Ausland schänden. Das aber, was unsere christlichen Freunde im Auslande von uns deutschen Christen, die mit ihnen in Beziehung stehen, erwarten können, das ist die rücksichtslose Verurteilung eines solchen Treibens. Und zwar verurteilen wir es nicht um des Auslands willen, sondern um unseres deutschen Volkes willen. Wir halten dies Treiben für einen Verrat am deutschen Volk. Wir stellen mit Entsetzen fest, daß die deutschen Parteileute, die uns in den Arm fallen, sich an diesem Verrat Deutschlands mitschuldig machen. Es gehört eine gemeine Gesinnung dazu, in solcher Zeit sich von der allgemeinen Not zu trennen, sich vom Volk zu desolidarisieren. Das haben wir im Kriege gesagt und wiederholen es jetzt. Und wir sagen es auf Grund unserer Kenntnis der Stimmung in anderen Ländern mit ganz besonderer Rücksicht auf die Verpflichtung, die wir in der ökumenischen Arbeit haben: Nur, wenn wir mit größtem Rigorismus gegen die Gemeinheit jener Desolidarisation, jenes praktischen Verrats am deutschen Volk auftreten, gewinnen wir ein Recht, die deutsche Not zu bezeugen und Verständnis für unsere Not bei den Christen anderer Länder zu erwarten.

Und von diesem Recht habe ich reichlich Gebrauch gemacht. Ich habe zwar nur dann im Ausland über die deutsche Not Auskunft gegeben, wenn ich aufgefordert wurde, das zu tun. Aber das ist nun einmal die Tatsache, daß ich öfter dazu aufgefordert werde als andere. Da in der jetzt in Szene gesetzten Polemik ein so falsches Bild der Wirklichkeit verbreitet wird, muß ich ein paar Worte darüber sagen, die ich lieber einem anderen Kenner dieser Dinge überließe. In Schweden waren

Berichte über die deutsche Not im Sommer und Herbst kaum erschienen. Es war daher nicht nur mir, sondern auch den offiziellen deutschen Stellen wichtig, daß ich zu Vorträgen über die deutsche Krisis nach Schweden gerufen wurde. Sämtliche größere schwedische Zeitungen haben Artikel und Interviews von mir gebracht, die gegenüber den vielfach geäußerten Zweifeln an dem Ernst der deutschen Krisis die Schwere der Not aufzeigten. In schwedischen kirchlichen Zeitschriften sind meines Wissens außer meinen Aufsätzen überhaupt keine Berichte über die Lage in Deutschland erschienen. Auch in neuester Zeit knüpfen die Aufrufe für eine Hilfe, die in Schweden ausgehen, an meine Berichterstattung an. Ganz Aehnliches gilt von Holland. Die Artikel und Aufrufe, die die deutsche Not oder eine Nothilfe für Deutschland behandeln, gehen, soviel ich sehe, sämtlich auf die persönlichen Beziehungen zwischen holländischen Freunden und mir zurück, wobei auch dort stets die holländische Initiative zu Berichterstattung und Hilfe geführt hat. Aehnliches läßt sich von England sagen. Seit der Vortragsreise, die ich auf Aufforderung eines britischen Kirchenkomitees im April vorigen Jahres durch England gemacht habe, ist die Frage der deutschen Not in britischen Zeitungen und Kirchenzeitungen nicht wieder zur Ruhe gekommen. Ich spreche nur von dem, was vor aller Augen ist. Aber ist es dann nicht eine Unwahrhaftigkeit sondergleichen, wenn die Leute, die die ökumenische Bewegung verdächtigen oder aber einem Friedensarbeiter etwas am Zeug flicken wollen, die Sachlage genau umgekehrt darstellen? Sie tun so, als bestritte ich die deutsche Not, ja als spielte ich dem Ausland Material gegen die deutsche Not in die Hände, als versuchte ich auf jede Weise den deutschen Erfolg in der Reparationssache zu hintertreiben. Während die Freunde der ökumenischen Sache in Frankreich mir schwerste Vorwürfe machen, daß ich in den Fragen der Reparationen und der Abrüstung ständig für die deutsche Sache zu werben suchte, erklären diese Nurparteileute und Friedensgegner, ich schädigte das deutsche Interesse durch meine Leugnung der deutschen Not. Welche Macht hat doch die Verleumdung in der Haßpolitik unserer Tage gewonnen, zwischen den Völkern und in unserem armen deutschen Volk!

4. Die Sabotage unserer Notberichterstattung

Der Evangelische Bund wahrt manchmal die deutsch-protestantischen Interessen auf die Weise, daß er in seiner Korrespondenz deutsche Protestanten, die den Kampf draußen zu führen haben, bloßstellt oder dadurch, daß er Erklärungen gegen die ökumenische Bewegung gutheißt. Ich habe bis zum heutigen Tage auf keine jener Verunglimpfungen und Falschmeldungen geantwortet, obwohl ich feststellen mußte, daß Berichtigungen in der eigenen Presse des Bundes nicht erfolgten. Aber jetzt würde es mir wohl als Feigheit ausgelegt werden müssen, wenn ich die häßlichen Insinuationen, die die Deutsch-Evangelische Korrespondenz gebracht hat, unbeachtet und unbeantwortet ließe. Man lese den ersten Angriff in Nr. 3 des 31. Jahrgangs der Deutsch-Evangelischen Korrespondenz nach! Der „Reichsbote" in seiner Nr. 17 vom 20. Januar 1932 druckt den Artikel auf seiner ersten Seite nach. Er schreibt, ich hätte als Heilmittel gegen die Not die These aufgestellt: „Wir müssen von einem verantwortungslosen Lebensstandard herunter." Dazu ist zu sagen, daß ich schon in jenem Artikel deutlich angegeben habe, welches meine Forderungen sind; ich habe sie zu Beginn dieses Artikels wiederholt. Es ist eine Umfälschung meiner Anschauungen, wenn jener einzelne Satz herausgeholt und als mein Alleinheilmittel hingestellt wird. Ferner wird gesagt, ich erhöbe diesen „Vorwurf" *ohne jede Einschränkung* auch gegen die kirchlichen Kreise, während ich die verschiedensten Einschränkungen gemacht, z. B. in dem von dem Reichsboten gleich darauf zitierten Satz ausdrücklich einen bestimmten Zeitraum genannt habe, in dem jene Ansprüche gestellt wurden. Die dann folgende Polemik richtet sich gegen die Auffassung, daß alles reichlich vorhanden gewesen sei. Ich habe nie gesagt, daß alles reichlich vorhanden gewesen sei, sondern mich gegen die Selbstverständlichkeit des Anspruchs gewendet, daß alles vorhanden sei. Man hat offenbar in jenen Zeiten die Möglichkeiten überschätzt, die für ein verarmtes Deutschland innerhalb einer durch den Krieg verarmten Welt bestanden. Diese Kriegsfolgen will der kriegsfrohe Nationalist noch immer nicht zugeben. Wenn aber nachher der Reichsbote bezeugt, daß in Deutschland Sorge und Not genug herrschen, und diesen Satz als das „genaue Gegenteil" meiner Behauptungen bezeichnet, so bezeugt der Reichsbote damit seine tiefgründige Unwissenheit über die von mir und meinen Freunden betriebene Aufklärungsarbeit und die ökumenische Arbeit überhaupt.

Dann aber folgt eine Bosheit des Artikels, die ich als ebenso unwürdig und den deutschen Protestantismus schädigend empfinde als jene Aeußerung des Reichsboten gegen den Friedenssonntag, die neulich die Runde durch die Zeitungen der Welt machte. Es wird meine Veröffentlichung über die deutsche Not, die ich in Nr. 1 der Christlichen Welt brachte, und zwar nun nicht in ihrer Tendenz, diese Notlage in ihrer Furchtbarkeit und in ihren Konsequenzen für uns Deutsche zu schildern, sondern in den von dem Reichsboten zitierten drei Sätzen, die mich auf das Gegenteil festlegen sollen, in Beziehung gesetzt zu den Reparationsverhandlungen. Der Schatten Friedrich Wilhelm Foersters wird zitiert und mir „nicht zugetraut", daß ich in Konkurrenz mit ihm die deutsche Lage verschlechtern möchte. Und zum Beleg, daß diese Schädigung der deutschen Interessen die Wirkung jenes Artikels sei, wird ein Artikel der British Weekly zitiert, in dem diese Deutschland abträgliche Meinung weitergetragen sei. Es ist bezeichnend, daß beide Worte des Namens dieser Zeitschrift im Reichsboten falsch geschrieben sind. Der Verfasser des Reichsboten-Artikels hat offenbar die British Weekly nicht selbst gesehen. Welcher glaubwürdige Mann mag sein Berichterstatter gewesen sein! Nämlich auch der Sinn der Ueberschrift des Artikels ist umgebogen worden: Aus „Behind the Scenes" wird „Hinter den Kulissen" gemacht. Die Tendenz des Artikels der British Weekly wird vom Reichsboten genau in ihr Gegenteil verkehrt. Der englische Artikel sagt: In dieser Schicksalstunde sagt Siegmund-Schultze, wie er es stets getan hat, seinen Landsleuten unbequeme Wahrheiten; weil er jetzt wie früher dazu den Mut hat, glauben wir ihm auch, was er uns zu sagen hat, nämlich wie ungeheuer groß die Not in Deutschland ist. Jeder ehrliche Mensch muß zugeben, daß das der Inhalt des Artikels der englischen Kirchenzeitschrift ist. British Weekly will, wie deutlich ersichtlich ist, denjenigen ihrer Leser, die auf Grund von Reiseberichten britischer Landsleute und auf Grund sonstiger Zeitungsmeldungen das Gerede von der deutschen Not für Tünche halten, sagen: Hinter dem Vordergrunde des reichen Lebens in Deutschland gibt es die dunklen Hintergründe schwerster Not; daß diese Not besteht, glauben wir, weil es uns ein Mann sagt, der die Verhältnisse kennt und jetzt wie früher nicht dem Ausland etwas vormacht, sondern zugleich auch seinen Landsleuten die Wahrheit sagt und ihren Schuldanteil vorhält. Es wagen kirchliche Korrespondenzen, einen Artikel genau in dem umgekehrten Sinne seines Inhalts und seiner Tendenz zu verwenden. Wie weit sind wir in Deutschland gekommen, im kirchlichen Deutschland, soweit es durch Politik verdorben ist!

Und nun wird auf der schön gelegten Grundlage der Unwahrheiten dieser Berichterstattung von den anderen weitergebaut. Die München-Augsburger Abendzeitung bringt in ihrer Nr. 17, Ausgabe A, vom 21. Januar 1932 bereits die Ueberschrift des Reichsboten „Hinter den Kulissen" in der noch wirksameren Form: „Hinter den *deutschen* Kulissen". In der englischen Ueberschrift macht gerade das „in Germany" absolut deutlich, daß nicht von deutschen Kulissen, sondern von den Hintergründen der Lage *in Deutschland* die Rede ist. Entweder hat Herr Traub, der den Artikel verantwortlich zeichnet, seinem wissenschaftlichen Gewissen gemäß gehandelt und nur auf Grund eigener Kenntnis der British Weekly diese Behauptung aufgestellt; dann ist es eine ausgewachsene Unwahrheit, die dem Politiker Traub wahrscheinlich von seinen Freunden als wertvolle „Kriegshilfe gegen den Pazifismus" angerechnet wird; oder Herr Traub hat die British Weekly nicht gesehen und fühlt nur die Verpflichtung, die Meldung der Deutsch-Evangelischen Korrespondenz noch etwas wirk-

samer zu gestalten — eine Tat, die gleichfalls eines Ordens im Dritten Reich wert wäre und von uns hiermit zur Berücksichtigung angemeldet wird. Natürlich wird auch hier ein Geist zitiert, der in Süddeutschland die nötigen Assoziationen hervorruft: Herr Dr. Moenius, ein Mitarbeiter Friedrich Wilhelm Foersters. Und deutlicher als im Reichsboten wird das Wort „Landesverrat" gebraucht. Nun können „Eiserne Blätter" und andere stahltönenden Blätter in weiterer Steigerung die Kunde vom „vollendeten Landesverrat" weitertragen. Und schon rollt wieder mein Kopf an verschiedenen Stellen — wofür Herr Traub auch noch auf andere Weise Material beibringt, das zwar Unsereinem nicht ganz verständlich ist, aber in der Sprache jener Gruppen wohl seine ganz bestimmte Bedeutung hat.

5. Friedensarbeiter sind vogelfrei

Wer sich heute für den Frieden einsetzt, muß jede Nachrede gewärtigen. Das zeigt der Fall Dehn und manche andere Affäre. Ich bin in der glücklichen Lage, seit dem Jahre 1908 dieses Schicksal zu erleben. Manche Freunde, die die Verhältnisse kennen, haben mir wieder und wieder ihr Erstaunen ausgesprochen, daß ich noch lebe und wirken kann. Ich selbst bin erstaunt darüber. Habe ich doch schon in den Kriegsjahren eine Hochflut des Hasses und der Verfolgungen erlebt, die erst gegen Schluß des Krieges, als auch die Friedensgegner sich zeitweilig bekehrten, abebbte. Jetzt ist wieder Flutzeit für die Feinde der Friedensarbeit. Jeder Schritt wird mir erschwert. Jede Möglichkeit des Angriffs wird ausgenutzt. Fast muß es mir so scheinen, als sei ich sehr schwer angreifbar, wenn doch die Gegner so schlechte Gelegenheiten nur herausfinden!

Aber, verehrte Leser, gebt mir einen Rat! Muß man auf diese Angriffe, d. h. auch auf die, die nur noch persönlicher Verunglimpfung dienen und auf die seltsamsten und unverständlichsten Ideen verfallen, antworten? Es gibt ein paar Leute, die ich grundsätzlich nicht mehr beachte. Es gibt solche, denen ich, auf Grund einer Verabredung mit anderen kirchlichen Führern, nicht mehr antworte. Zu ihnen gehört z. B. der Nationalist Stapel, dessen Angriffe auf mich ich schon seit Jahresfrist nicht mehr lese. Zeitweilig ist es so, daß meine Zeit tatsächlich auch für solche Artikel, die ernsthaft polemisieren, nicht ausreicht. Ist man verpflichtet, alle gegnerischen Stimmen zu lesen? Und muß man auch auf ganz sinnlose Verdächtigungen antworten?

Wenn ich es heute, im Falle Traub, tue, so geschieht es aus Achtung vor dem Mann, der als Kampfgenosse Friedrich Naumanns mir bekannt geworden ist. Er mag seine Vergangenheit noch so eifrig verleugnen, ich schreibe sie ihm in sein Kreditkonto. Außerdem benutze ich die Gelegenheit, um den Freunden der Christlichen Welt, die bisher nicht viel von meiner Hauptarbeit wissen, etwas mehr davon zu erzählen. So wolle man einige vorangegangene persönliche Bemerkungen wie auch die folgenden Auskünfte verstehen! Oder auch über den Unsinn jener Polemik lachen!

Also Herr Traub zeichnet mit eigenem Namen die Behauptung, daß ich bei Kürschner, in dem Führer der evangelischen Kirchen und im Telefon-Adreßbuch meine Wohnung falsch angäbe; es sei überall dort von mir „Furchtstraße 74" angegeben. Gemeint ist wohl Fruchtstraße 74. Aber ich finde in keinem der von Herrn Traub genannten Bücher, die ich mit Interesse aufschlage, diese Adresse angegeben. Was bedeutet das? Fruchtstraße 74 ist die einzige Hauslücke auf der Fruchtstraße, der Straße, in der die Geschäftsstelle der von mir geleiteten Sozialen Arbeitsgemeinschaft liegt. Soll hier nur irregeführt werden? *) Oder wird das Rätsel dadurch gelöst, daß dieses Grundstück der Israelitischen Gemeinde von Berlin gehört hat oder gehört, jedenfalls im Adreßbuch wohl noch so angegeben ist? Soll damit bewiesen werden, daß ich ganz in jüdischen Kreisen lebe? Oder von ihnen abhängig bin? Will Traub oder sein Gewährsmann das sagen? Aber nun stelle ich fest, daß in Kürschners Deutschem Literatur-Kalender auf das Jahr 1928, der mir zur Hand ist, gar nicht diese Adresse angegeben ist. Ebenso wenig im Führer der evangelischen Kirchen. Und erst recht nicht im Telefonbuch. Uebrigens habe ich länger als ein Jahrzehnt vermieden, meinen Namen im Telefonbuch anzugeben, weil ich sonst zu viel in Hilfsangelegenheiten angerufen werde. In der neuesten Ausgabe stehe ich trotzdem fälschlich als Lic. Siegmund, aber mit der richtigen Hausnummer. Wenn ich meine Telefonadresse anzugeben habe, nenne ich selbstverständlich diejenige, durch die ich für gewöhnlich zu erreichen bin und wo ich regelmäßige Vertretung habe, nämlich das Telefon der Sozialen Arbeitsgemeinschaft Berlin-Ost, bei der meine Haupttätigkeit liegt. Um Herrn Traub ein Geheimnis zu verraten: Außer den drei Telefonen der verschiedenen Zweige der Sozialen Arbeitsgemeinschaft, die im Telefonbuch angegeben sind, habe ich noch ein weiteres, eine Geheimnummer, die ich ihm nicht angebe, und die ihm auch die Post nicht angibt, da sie den Zweck hat, mir das Telefonieren zu ermöglichen, wenn die Leitung der Sozialen Arbeitsgemeinschaft Berlin-Ost besetzt ist. Das Büro der Sozialen Arbeitsgemeinschaft Berlin-Ost liegt Fruchtstraße 63, mein Sprechzimmer Fruchtstraße 64, wo ich in den letzten Jahren bis zur Gegenwart auch noch ein Schlafzimmer hatte, weil ich nach den Abendversammlungen des Berliner Ostens und vor den Studenten-Uebungen und der Büroarbeit des Morgens dort zu übernachten pflegte. Meine Wohnung liegt seit einigen Jahren in den Wilhelmshagener Anstalten der Sozialen Arbeitsgemeinschaft. Im Adreßbuch von Berlin ist diese meine Wohnung immer richtig angegeben gewesen, ebenso wie meine früheren Wohnungen. Die Soziale Arbeitsgemeinschaft hat dort ein Kinderheim, ein Psychopathenheim und andere Anstalten, vor allem auch ein Volkshochschulheim, das zeitweilig meine Anwesenheit an dieser Stelle erforderte. Vielleicht sieht sich Herr Traub einmal diese unsere „Siedlung Ulmenhof" an. Dann braucht er sich bei seinen Nachrichten nicht mehr auf einen „Pfarrer" zu berufen — es ist unerfreulich, wenn es durch Traubs Berufung auf diesen Zeugen so herauskommt, als rede dieser Pfarrer, der ihm berichtet haben soll, die Unwahrheit. Wenn es aber das Interesse von Herrn Traub war, seinen Lesern die Meinung beizubringen, daß ich in einem fashionablen Vorort und einer schönen Villa wohnte, dann verleitet ihn seine Parteipolitik wiederum zu einer Unwahrheit, die mir wohl nach seiner Absicht wehe tun soll, aber das doch nicht kann, weil sie auf falschen Voraussetzungen beruht. Ich sage ja gar nicht, daß es ein Opfer bedeutet, ins Arbeiterviertel zu ziehen oder mit Erwerbslosen zusammenzuleben oder Psychopathen zu erziehen. Sondern ich sage überall und immer wieder, daß es schön ist, im Arbeiterviertel von Berlin-Ost oder in unserer Siedlung zu wohnen. Ich sehne mich gar nicht nach dem Westen Berlins, und meine Mitarbeiter wollen gar nicht in die reichen Viertel ziehen. Meine Mitarbeiter werden auch überall bezeugen, daß wir „Arbeiterfreunde" nicht als die Märtyrer, sondern als die ioculatores domini unseren Dienst tun. Ich selbst muß sogar so weit gehen, zu sagen: ich habe noch nie wirklich Not gelitten. Obwohl ich als Arbeitsloser nach Berlin-Ost gegangen bin und die Aemter, die ich bekleidet habe, jeweilig nach Erfüllung der mir gestellten Aufgabe freiwillig ohne Pension verlassen habe, gelingt es mir nicht, in Not zu geraten. Das liegt aber tiefer begründet, als die Jünger Odins verstehen können.

Aber die Erwähnung der Aemter erinnert mich noch an einen bezeichnenden Zug der Polemik in jenem Traubschen Artikel. Er stellt es seinen Lesern so dar, als führte ich mit Unrecht den Professorentitel. Es ist ähnlich wie bei der Angelegenheit der Wohnung eine fast unverständliche Sache. Ist Traub so schlecht informiert, daß er denkt, ich sei nicht Professor? Oder ist er richtig informiert und benutzt nur diesen Einfall wie jeden anderen, um einen Menschen, den er aus parteipolitischen Gründen haßt, herabzusetzen? Ich muß gestehen, daß ich an diesem Punkte wie auch bei manchen ande-

*) Anmerkung des Verfassers: Und jetzt bringt auch die Abendausgabe der „Deutschen Zeitung" vom 9. März „von kirchlicher Seite" die Nachricht: „Er steht zwar im Fernsprechbuch, im Kürschner, im „Wer ist's?" usw. überall mit der Anschrift Berlin SO, Fruchtstraße 17." Was soll nun bloß diese Hausnummer, die Herr „Arcturus" beschwört?

ren Stellen des Artikels psychologisch nicht mehr klar sehe, was eigentlich erstrebt wird. Aber um auch diese Frage zu einer Orientierung derer, die ein ernsteres Interesse haben, zu benutzen: ich kann leider auf meine sozialpädagogische Professur, die ich seit sechs oder sieben Jahren in der Philosophischen Fakultät der Universität Berlin habe, nur sehr wenig Zeit verwenden: zwei Nachmittage der Woche. Vier Tage bin ich durch die Soziale Arbeitsgemeinschaft und andere Sozialarbeit voll in Anspruch genommen. Etwa zwei Tage der Woche brauche ich, um der ökumenischen Sache zu dienen. Und leider ab und zu einen Tag, an dem ich, mit unwahrhaftiger Polemik beschäftigt, mich mühen muß, innere Achtung vor den Menschen zu behalten.

6. Ergebnisse unwahrhaftiger Polemik

Es ist lehrreich zu erkennen, daß diejenigen, die Inhalt und Tendenz meiner Worte umfälschen, um ihre Parteizwecke zu fördern, genau das Gegenteil erreichen. Ich habe früher schon einmal dem „Reichsboten" vor Augen gestellt, welche „evangelische" Wirkung von seiner vornehmen Polemik ausgegangen ist. Jetzt könnte ich ihm wieder ein Bündel proletarischer Stimmen vorlegen, die er durch seine Art der Berichterstattung über mich „zur Kirche" führt. Hat der „Reichsbote" bemerkt, daß jetzt „Die Proletarische Freidenkerstimme" und andere Blätter, die von meinem Artikel nur den Auszug des Reichsboten kennen, eben diese drei Sätze zitieren und aus den Begleitworten des Reichsboten den Eindruck gewinnen, daß das, was der Reichsbote mir zuschreibt, wirklich meine Anschauung von der deutschen Not und der Lage der Kirche sei? Jetzt wird das Zitat des Reichsboten, den man natürlich gern in jenen Kreisen ausschlachtet, unter dem Titel weitergedruckt: „Die Massen hungern — die Kirchen blühen." Ganz recht, das ist die Quintessenz dessen, was der Reichsbote seinen Lesern als meine Meinung bot!

Und nicht anders ist es mit der München-Augsburger Abendzeitung, die den Eindruck erweckt hat, ich hätte einen Artikel geschrieben unter der Ueberschrift: „Hinter den deutschen Kulissen." Es stellt sich heraus, daß gewisse Kreise ihr diese Umfälschung an Inhalt und Tendenz meines Artikels gleichfalls als Wahrheit abnehmen. Es gibt aber anscheinend auch Leser, die durch die Unwahrheit hindurch ein Stückchen der Wahrheit erfassen, um die es uns zu tun war, wie der folgende Brief beweist, der mir unter dem 22. Januar 1932 zuging:

„Die München-Augsburger Abendzeitung, deren Leser ich bin, bringt in ihrer Nummer 17 vom 21. Januar Ihren Artikel ‚Hinter den deutschen Kulissen' (!) mit einem Entrüstungsschrei über dessen Veröffentlichung. Ich für meine Person habe mich über Ihre Auslassungen ehrlich gefreut, denn sie entsprechen in jeder Hinsicht den bedauerlichen Tatsachen. Warum lesen wir solch freimütige Worte nicht in allen Tageszeitungen? Die Feigheit und die anerzogene Unaufrichtigkeit läßt das nicht zu. Was kümmert es uns, wie sich die engländische Presse dazu stellt, die ist uns so und so nicht gut gesinnt. Herr Doktor, lassen Sie sich nicht abhalten, erneut in die Trübseligkeit hineinzustüren, zeigen Sie es dem leichtsinnigen deutschen Volke, daß es die allergrößten Sünden mit seiner Lebensart und seinem frevlen Tun und Treiben die schlimmen Jahre hindurch begangen hat. Der, zu dem die Völker beten, hat es als eine vornehmste Lebensaufgabe betrachtet, den Menschen seines Kreises die Sünden und Hoffärtigkeiten eindringlichst und ohne Schonung und Scheu vorzuhalten!"

Berlin Friedrich Siegmund-Schultze

Vom Kriege zwischen Mathilde Ludendorff und dem Christentum

Meine Kritiker

Einer Auseinandersetzung mit den Kritikern meiner Schrift „Mathilde Ludendorffs Verleumdung vom Diebstahl der Evangelien aus Indien und die Wahrheit" bin ich durch die Tatsache enthoben, daß man im christlichen Lager, so weit ich sehen konnte, nur Gutes über sie schrieb, daß man dagegen im feindlichen Lager sie totschwieg. Interessant für die Zeitlage war mir immerhin, daß nur die katholische Presse den Mut hatte, auf meine scharfe Kritik am überspannten Nationalismus, auf meine „Ablehnung des völkischen Wahns, der Anbetung von Fleisch und Blut" hinzuweisen. So schrieb die Augsburger Postzeitung vom 6. Februar 1932:

Es ist uns eine Freude und ein Trost, daß aus gläubig protestantischen Kreisen der übernatürliche, göttliche Charakter des Christentums mit aller Klarheit und Entschiedenheit hingestellt wird gegenüber den beständigen Versuchen, Volk und Staat zu vergöttern und zu vergötzen. Wenn ein Teil des Protestantismus, vor allem die junge theologische Welt, ihr Vertrauen auf die völkische Bewegung setzt, so dürfte sie gründlich enttäuscht werden durch die entschiedene Stellungnahme anderer evangelischer Kreise, die tiefer schauen und das christliche Heilsgut höher schätzen als alle vermeintlichen Güter der Nation.

Dieses Urteil beweist nun nicht, daß ich hier katholisch denke, sondern nur, daß im Katholizismus das übernationale, überweltliche Heil in Christus leidenschaftlicher verteidigt zu werden pflegt als im landläufigen Protestantismus. Um der Gerechtigkeit willen muß ich aber sagen, daß in entschieden christlichen protestantischen Kreisen und in der evangelisch-kirchlichen Kampfliteratur gegen den Tannenbergbund überall die Ueberweltlichkeit Gottes und Christi klar bekannt und keine Konzessionen an die Anbetung von Rasse und Blut gemacht werden. Wir sind indessen dabei nicht „auf dem Wege nach Rom", sondern auf dem Wege zu Christus, nicht im Dienste einer überstaatlichen irdischen Macht, sondern im Dienste des überweltlichen Königreiches Gottes.

Hinweisen möchte ich hier aber einmal auf die Tatsache, daß der Abwehrkampf gegen die „Erlösung von Jesu Christo" und den „neuen Trug" sowohl in indologischer wie theologischer Hinsicht wissenschaftlich entscheidend geführt wird von protestantischer Seite. Mir ist noch keine wissenschaftlich geschärfte Waffe von katholischer Seite vor die Augen gekommen. Dieser aufgezwungene Abwehrkampf ist ein Ruhmesblatt der evangelischen Christenheit. Der Geist der Volkswarte wird daraus natürlich schließen: Die protestantischen Theologen und Indologen sind die Handlanger der Jesuiten. Aber noch einmal sei es gesagt: Wir stehen nicht „im Dienste Roms" sondern im „Dienste der Wahrheit", „im Dienste Jesu Christi".

Interessant ist folgende „Kritik" in der Volkswarte vom 17. 1. 32: „Das Werk ‚Erlösung von Jesu Christo' kann zum Schrecken der Gegner nicht durch Geschimpfe und Verleumdung umgebracht werden. Sie haben sich, wie der ‚Protestant' Scharbau ganz nach Jesuitenart als Kämpfer des Erzengels ‚Michael' gegen den ‚Teufel' gestellt, der dies Werk diktiert habe!" Das ist die ganze „sachliche" Kritik! Die Leute von der Volkswarte verwechseln offenbar Protestantismus mit „Aufklärung". Der Erzengel Michael ist keine Erfindung der Jesuiten, und Protestantismus schließt den Glauben an die Engelwelt nicht aus.

Wichtig erscheint mir die Tatsache, daß Mathilde Ludendorff meine für sie unangenehmen indologischen Richtigstellungen bis heute mit keinem Ton widerlegt hat und sie den „breiten Massen" der Volkswarte verheimlicht. Natürlich fühlt sie sich erhaben — über mich — oder nicht vielmehr über die Wahrheit? Nur in Ludendorffs Volkswarte vom 18. Oktober 1931 wird in einer Polemik gegen den Bayerischen Kurier auf meinen ersten Aufsatz in der CW Bezug genommen, und ich werde dort vor „Wissenschaftlern" lächerlich gemacht, weil ich die Ansicht vertreten haben soll, daß man in der Wissenschaft die Forschungen von Ausländern nicht beachten soll. In Wahrheit habe ich doch nur gefordert, daß eine deutsche Dilettantin sich erst einmal bei der deutschen Forschung orientieren soll, ehe sie zu einem Franzosen und notorischen Schwindler läuft. Mit Recht schreibt Dr. Nitzschke im Reichsboten (26. Januar 1932):

Bis jetzt versuchen die Redner des Tannenbergbundes — wenigstens nach der persönlichen Erfahrung des Unterzeichneten — diese Schriften (Rengstorfs und meine) zu bagatellisieren. Welche Wirkung sie aber haben, zeigt die Tatsache, daß M. L. in „Ludendorffs Volkswarte" eine Polemik gegen den ersten Teil der Scharbauschen Schrift versuchte, das aber nicht fortsetzte. Diese Taktik des Totschweigens muß auf jeden Fall vereitelt werden, denn hier findet sich unwiderlegliches Material.

Mein „Ton"

Das Totschweigen der Wahrheit ist die eine Taktik. Eine andere Taktik ist dann die, daß Frau Dr. Ludendorff sich dadurch um die Verantwortung für ihre Aussagen und um die Auseinandersetzung herumdrückt, daß sie es wegen des Tones

und Inhaltes (!) unserer Schriften für unter ihrer Würde hält, uns zu antworten.

Seine (Rengstorfs) Schrift, die auch in der „Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung" veröffentlicht worden war, ist in Ton und Inhalt denjenigen des Professors Schomerus und des Herrn Scharbau recht verwandt. Wir geben aus ihr nur ganz wenig Proben, um unseren Mitkämpfern zu zeigen, weshalb einer solchen Schrift von Frau Dr. Ludendorff nicht geantwortet werden konnte, und wie schwer es den Mitkämpfern sein mußte, diesem Manne um der Idee willen dennoch öffentlich zu antworten. (Ludendorffs Volkswarte vom 1. Januar 1932.)

Es werden dann fünf scharfe, aber m. E. berechtigte Angriffe aus Rengstorfs Schrift „Erlösung von Jesu Christo?" herausgepickt. Sachlich wird keiner der Frau Ludendorff nachgewiesenen Irrtümer zugegeben, geschweige denn verteidigt. Man schweigt sie einfach als Irrtümer tot, d. h. man verbreitet sie dreist weiter. Das ist im höchsten Grade unsachlicher Kampf, Kampf, der nicht die Herausarbeitung der Sache und der Wahrheit will, sondern der den Gegner durch seelisches Gift, durch Irrtum, Lüge und Verleumdung vernichten will, um, trotz aller gegenteiligen schönen programmatischen Bekenntnisse, den kritiklosen Massen die *eigene* Meinung einzuimpfen. Wir haben niemals uns nur bei der Polemik der Frau Ludendorff aufgehalten, sondern haben ihre *sachlichen* Behauptungen kritisiert und korrigiert und ihr eine Unzahl von symptomatischen fehlerhaften „Kleinigkeiten" bis zu schwersten sachlichen Entgleisungen und grundsätzlichen Fehlern nachgewiesen. Die Liebe zur Sache und zur Wahrheit hat uns nicht einen Augenblick erlaubt, aus persönlicher Empfindlichkeit heraus die Offenbarung und Förderung der Wahrheit zu verhindern. Das Gejammer um den Ton, um die Schärfe unserer geistigen Waffen ist unsachlich und geradezu jämmerlich, wenn nicht weibisch. Man hat sachlich auf unsere Kritik nichts zu erwidern, fühlt sich vor der ganzen wissenschaftlich-objektiven Oeffentlichkeit in die Enge gedrängt, „bis auf die Knochen blamiert" (Hertel) und flüchtet sich nun hinter den Vorwand eines unangenehmen Tones der Diskussion. Auch die Stimme der Wahrheit muß dem polemisch klingen, der wider die Wahrheit ist und sie nicht hören will, weil er von der Verbreitung der Unwahrheit seine geistige Existenz fristet.

Grundsätzlich möchte ich zu meinem polemischen Ton folgendes sagen: Mathilde Ludendorffs „Erlösung von Jesu Christo" ist die gemeinste Schmähschrift, die je von einer Frau gegen Jesus Christus verfaßt worden ist. Das Buch strotzt nicht nur von wissenschaftlichen Irrtümern, sondern auch von Roheiten. Es will auf die breiten Massen wirken. Das Gift dieses Buches wird zudem allwöchentlich neu unserm Volkskörper eingespritzt durch eine eigene Presse. Diese Gedankenwelt ist keine literarische und professorale Angelegenheit mehr, sondern eine tagespolitische. Nur weltfremde Träumer können meinen, daß man den Kampf gegen solch eine dämonische geistige Macht in einem akademischen Tone führen kann. Dann wird man von den Massen überhaupt nicht gehört. Ueber vornehme und „zahme" Akademiker, wenn sie anderer Ansicht zu sein belieben als die oberste Heeresleitung der Tannenberger, macht man sich nur lustig. Ich aber glaube an die Heilkraft der Ironie! Die Ironie bereinigt die geistige Atmosphäre. Es gibt nur sachliche Ironie. Unsachliche Ironie hebt sich selber auf, kommt nicht zur Wirkung. Nichts ist tödlicher für den Antichristen, der sich so gerne mit seinem Wissen aufspielt, als wenn man ihm seine krasse Ignoranz aufweisen kann. Das Groteske des Widerspruches zwischen geistiger Anmaßung und tatsächlicher Leistung, zwischen selbstgefälliger Aufgeblasenheit und absoluter Ignoranz reizt zwangsläufig zur Ironie. Nachdem man seit Jahrhunderten mit Spott und Ironie das Christentum bekämpft und herzlos die zartesten Geheimnisse der Menschenseele zu zerstören sich bemüht hat, ist der Antichrist sofort entrüstet und empört, wenn er einmal von christlicher Seite die schneidende Waffe der Ironie zu fühlen bekommt. Dann entdeckt er mit einem Male seine zart-empfindliche Seele und glaubt mit einer Ablehnung des Tones sich bequem um die sachliche Auseinandersetzung herumdrücken zu können. Der Gegner ist empört darüber, daß wir noch etwas mehr Wissen, Vernunft und Esprit haben, als er wünscht, und nicht solche geduldige, dumme Schafe [1]) sind, wie er uns gerne haben möchte. Das ist geradezu eine Erfahrung dieses Kampfes: Man gieße einmal Kübel voll gesalzenen Spotts über die Spötter aus, und sie werden bald in ihrer geistigen Ohnmacht verstummen. Die Gemeinde Christi zeige denen, bei denen sie als eine Verdummungsanstalt gilt und die das Wissen anbeten, daß sie es an Geist und Wissen mit ihnen aufnehmen kann. Es ist mir eine Genugtuung, daß auch der gründliche Forscher Professor Hertel in seinem sogleich zu besprechenden Buche nicht ohne grimmigste Ironie sich seiner mühsamen Arbeit im Augiasstall entledigen konnte. Nur ein Fachmann kann ermessen, wie sehr die grenzenlose Unwissenheit auf indologischem, religionsgeschichtlichem und theologischem Gebiet einen Kenner zu Hohn und Spott reizt.[2])

Hertels Tat

Bekanntlich ist eine der Hauptquellen, aus denen Mathilde Ludendorff ihre indischen „Urtexte" geschöpft hat, das Werk „La Bible dans l'Inde" des von der internationalen Wissenschaft längst als notorischer Schwindler gebrandmarkten Franzosen Louis Jacolliot. Unverwischbar ist ferner die Tatsache, daß sie sich in ihrer Verteidigungsschrift „Von neuem Trug" ausdrücklich zu Jacolliot bekannt und ihn gegenüber der gesamten Wissenschaft in Schutz genommen hat. (Nebenbei sei nur erwähnt, daß der „völkische Kämpe" A. v. Graefe-Goldebee in seiner Auseinandersetzung mit Mathilde Ludendorff „In Harmonie von deutschem Stolz und Demut vor Gott", 1931, S. 24 meint, Garbes Urteil über Jacolliot könne das ungerechte Urteil eines Wissenschaftlers sein, der sich darüber ärgert, daß ein Laie in seinem Revier „wilddiebt"!)

Jetzt hat der Leipziger Indologe Professor *Hertel* sich „als amtlich" (d. h. sachlich!) „berufener Vertreter der indologischen Wissenschaft" verpflichtet gefühlt, „ein Gutachten über den indologischen Teil der beiden genannten Schriften der Frau Dr. von Kemnitz und des ihnen zugrunde liegenden Buches von Jacolliot" zu geben. Diese Arbeit erscheint im März unter dem Titel „Von neuem Trug zur Rettung des alten" gekürzt in der deutsch-evangelischen Monatsschrift „Die Wartburg" (Berlin W 10, Verlag des Evangelischen Bundes) und gleichzeitig ausführlicher als Sonderdruck. Hertels Buch ist eine *Tat*, ein Triumph deutschen Geistes über die Macht der Lüge, wie sie von dem französischen „Erzgauner" Jacolliot ausgeht. Man kommt aus dem Staunen über die bodenlos frechen Schwindeleien Jacolliots nicht heraus. In heiligem Zorn geschrieben, zeugt Hertels Buch von geradezu beängstigender Sachkenntnis. Ich freue mich, durch Hertel so bestätigt zu werden. Aber gegen ihn bin ich ein Waisenknabe, in der Sache und im „Ton"! Hertel rechnet vor allem mit der „Akademikerin" Dr. von Kemnitz ab. Er sagt,

daß der sog. indologische Teil der beiden genannten Schriften der Frau Dr. von Kemnitz (eben Frau L.) schlechthin Aberwitz ist, ein Aberwitz, wie er mir während der 40 Jahre meiner eigenen Beschäftigung mit der Indologie noch niemals sonst unter die Augen gekommen ist.... Es wäre eine Beleidigung, wollte man Frau Dr. von Kemnitz das Mindestmaß von Allgemeinbildung absprechen, das dazu gehört, die Grundlagen als Wahnwitz zu erkennen, auf denen Jacolliots Behauptung der Abhängigkeit der Bibel von der indischen Literatur beruht. Dazu gehört nur einfache Volksschulbildung.... Jacolliot konstruiert für seine Leser einen Privatveda, der eine Schöpfungs-, Sündenfall-, Patriarchen- und Weissagungsgeschichte und weiterhin eine den Synoptikern angepaßte evangelische Geschichte enthält, damit er auf S. 141 sagen kann, die biblischen Traditionen seien nichts, als die geänderte und schlecht ausgeführte Abschrift der heiligen Bücher der Hindus.... Sie (Frau L.) spricht von „Trug", „Schande" und anderen ehrenrührigen Dingen und wirft dieselben den Christen, der Geistlichkeit,

---

[1]) Da die Volkswarte das sachlich ganz wundervolle biblische Gleichnis vom guten Hirten, von der Herde und von den Schafen noch immer weiter verhunzt, so sei sein Sinn für die Gegner noch einmal herausgestellt: So wie ein menschlicher Hirte den Schafen an Geist, Weisheit, Güte, Liebe, Erbarmen und Treue überlegen ist, mindestens so groß ist der Unterschied zwischen menschlichem und göttlichem Geist. Gegenüber Gott, dem übersinnlichen Hüter, Lenker und Führer der Weltgeschichte und der Seelen und gegenüber Jesus Christus ist unser, auch Mathilde Ludendorffs Geist eng wie der Horizont der Tiere im Verhältnis zum Horizont des Menschen. Das kann freilich ein „Schaf" nicht ahnen, das seinen Herrn nicht kennt.

[2]) Einen faulen Scherz hat sich Mephistopheles mit dem General Ludendorff geleistet. In einem Artikel „Der Jude Paulus und die Frau" (Volksw. v. 31. 1. 32) schreibt Erich Ludendorff: „Der Jude Paulus selbst war nicht verheiratet, aber er hatte doch einen Sohn, denn er schreibt in dem (!) Epistel an Philemon: 10. So ermahne ich Dich um meines Sohnes willen, des Onesimos (!), den ich gezeuget habe" (man ist versucht, noch einzuschieben: zu Mantua) „in meinen Banden". Paulus hat wohl in seiner Auffassung von der Ehe die Mutter seines Sohnes nicht geheiratet." Ich höre ein homerisches Gelächter! Erich Ludendorff hat das unsterbliche Verdienst, eine famose Entdeckung gemacht zu haben, die unzähligen Theologengenerationen entgangen ist. Eine solche „Erkenntnis" ist typisch für die oberflächliche und flüchtige Geistesart, mit der hier gearbeitet wird.

der Indologie in ihrer Gesamtheit, einzelnen Gelehrten und ihren Kritikern vor. Allerdings liegt hier ein schmachvoller Schwindel, ein ganz ungeheuerlicher Volksbetrug vor in einem Ausmaße, wie er auf literarischem Gebiete selbst in unserer verkommenen Zeit zu den größten Seltenheiten gehört. Aber die Urheberin dieses Betruges ist lediglich Frau Dr. von Kemnitz.

Man lasse sich durch diesen berechtigten (!) „Ton" nicht davon abhalten, das ungeheure Beweismaterial Hertels auf sich wirken zu lassen. Ein „Specimen der Schundliteratur" nennt Hertel die „Bibel in Indien". Hertel beweist, daß Jacolliot nicht einmal das Sanskritalphabet kannte, daß es sich bei Jacolliot um eine „planmäßig angelegte und von Seite zu Seite immer dreister werdende Fälschung" handelt. Höchst interessant ist, wie Hertel zeigt, „daß es gerade die Angehörigen der verschiedenen Missionen waren, die die ersten zuverlässigen Nachrichten über indische Sprachen und Literaturen in Europa verbreiteten und damit die Grundlagen zur indologischen Wissenschaft schufen", daß ausgerechnet die von Frau Ludendorff verleumdeten Jesuiten „die Ersten waren, die der Wissenschaft und den Bevölkerungen Europas Grammatiken der indischen Sprachen, Uebersetzungen", Berichte über Literatur, Sitten, Gebräuche und Religionen lieferten, daß die europäischen und ganz besonders die deutschen Indologen die ersten und bis heute maßgebenden Ausgaben indischer Werke geliefert haben, daß die indische Indologie völlig von der europäischen und nicht zum wenigsten von der deutschen abhängig ist, daß Bhandarkar im Elphinstone College von Europäern geschult worden ist usw. Hertel weist dann auch darauf hin, daß Jacolliot einer der gemeinsten Deutschenhetzer aller Zeiten gewesen ist. In seinem Schwindelbuche „Voyage aux Ruines de Golconde" S. 13 ff. schrieb er mit Bezug auf den Krieg 1870:

Das germanische Untier, das Henry Heine besser kannte, als wir, hat sich, durch die Peitsche angetrieben, zehn gegen einen geschlagen — — —, hat die Champagne und die Bourgogne ausgetrunken, indem es seine Heldentaten besang, und als es heimkehrte, hat es seine blutbedeckten Hände am keuschen Haupthaar Gretchens und Mignons abgewischt, die sich, schamhaft errötend, mit einem Geschmeide schmückten, das der Leiche einer gallischen Jungfrau entrissen war, welche Gretchens und Mignons Bräutigam vergewaltigt hatte.

Das ist der von Mathilde Ludendorff geschätzte Jacolliot. —

Hamburg Carl Anders Scharbau

Schluß folgt.

Zum Streit um Hennecke

1

Pastor Hennecke in Hamburg, der bereits früher wegen seiner kritischen Denkweise scharf angegriffen worden ist (vgl. CW 1928, bes. Sp. 327 ff), steht neuerdings wieder im Mittelpunkte eines Streites. In seinem Nikolai-Gemeindeboten hat er — sicher ohne die Absicht, Aergernis zu geben, sondern die Verwendung gerade dieses Stückes war fast zufällig — eine Betrachtung veröffentlicht, die als Angriff auf die christliche Ehe verstanden wurde. Er hat in der nächsten Nummer des Blattes und später vor der kirchlichen Behörde entschieden erklärt, daß ihm solcher Angriff ferngelegen habe. Die Betrachtung ist einem Andachtsbuch entnommen: „Frömmigkeit — wage eigne Wege! *), in dem, wie in einem früheren, die Polemik gegen die überlieferte kirchliche Lehre oft scharf ist. Pastor Forck hat im „Evangelischen Hamburg" Henneckes ganze kritische Theologie als in der evangelischen Kirche nicht tragbar hingestellt. Die Behörde war schon vorher gegen Hennecke vorgegangen; aber nunmehr ist der Anschein kaum zu vermeiden, daß man nicht eine anfechtbare einzelne Aeußerung, sondern die Lehre Henneckes überhaupt treffen wolle.

Nach Hamburgischer Ordnung sind Disziplinarverfahren und ein Verfahren wegen unevangelischer Lehre auseinanderzuhalten. Und daß, wenn Anlaß vorliegt, Verfahren von beider Art zu eröffnen, zuerst das Disziplinarverfahren durchgeführt werde, hat guten Sinn. Aber sollte nicht in den Fällen, wo fraglich ist, ob zu einem Disziplinarverfahren ausreichender Grund vorliegt, überhaupt nur ein Lehrverfahren stattfinden? Wie mißlich Lehrprozesse sind, weiß man auch in kirchlich-konservativen Kreisen seit dem Streit um Jatho, an dessen Theologie die Henneckes z. T. erinnert. Muß nun nicht aufs sorgfältigste der Verdacht verhindert werden, man wolle einen Mann, dessen Lehre bekämpft wird, auf dem minder schwierigen Wege des Disziplinarverfahrens aus dem Amte bringen? Meidet allen bösen Schein!

*) Görlitz 1932, Hutten-Verlag.

Außerdem sind schwere Verstöße gegen den Geist der Billigkeit erfolgt. Ich nenne nur folgende: 1. Das hamburgische Gesetz unterscheidet ein „Verfahren in leichteren Fällen", in dem die Behörde befindet, ob die Sache mit einem Verweis oder andrer geringer Strafe erledigt werden soll, und das förmliche Disziplinarverfahren, das mit Absetzung enden kann. Als jenes vorläufige Verfahren gegen Hennecke eröffnet wurde, hat man eine Zeitlang versäumt, ihm das überhaupt mitzuteilen, bis er danach fragte. 2. Das Verfahren, das zur Absetzung führen kann, soll nicht eingeleitet werden, ohne daß ein Gutachten des zuständigen Kirchenvorstandes vorliegt. Dieses Gutachten ist hier nicht abgewartet worden. 3. Man hat, obwohl der Streit seit dem Herbste geht und Henneckes Buch seit Monaten vorliegt, jetzt plötzlich ihn vom Amte suspendiert. Gewiß soll, wer glaubhaft eines Verbrechens beschuldigt wird, so lange keinen kirchlichen Dienst tun, als seine Unschuld nicht erwiesen ist. Aber hier handelt es sich um nichts dieser Art, sondern nur um den Vorwurf, durch eine ungeschickte Veröffentlichung im September die Amtspflichten verletzt zu haben; wie soll nun auf einmal Gefahr im Verzuge sein? 4. Man hat den Beschluß dieser Suspension Pastor Hennecke durch einen Gerichtsvollzieher in offenem Umschlage mitteilen lassen. Dieser Gerichtsvollzieher ist nun zwar nicht, wie man denken könnte, ein wunderlicher Rest des Staatskirchentums, sondern das hamburgische Disziplinargesetz schreibt vor, daß Zustellungen in den durch die Zivilprozeßordnung angeordneten Formen erfolgen. Aber warum hat die Kirchenbehörde, wenn sie dem Pastor solchen Beschluß mitteilt und er am gleichen Orte wohnt, das nicht zuerst durch ihren Vorsteher mündlich getan? Daß eine deutsche evangelische Kirchenbehörde mit einem ihrer Pastoren, der wegen seiner Ueberzeugung angefochten wird, in solcher Weise ohne vorherige persönliche Besprechung durch den Gerichtsvollzieher verkehrt, das muß auch bei solchen, die der Theologie Henneckes ganz fern stehen, das muß im ganzen evangelischen Deutschland stärkstes Befremden wachrufen.

Inzwischen hat der Hamburgische Kirchenrat eine Erklärung veröffentlicht, die mir am 19. März zuging. Ihre ersten Worte lauten:

Die Einleitung des förmlichen Disziplinarverfahrens ist beschlossen nicht wegen der von Pastor Hennecke geäußerten Ansichten über die christliche Lehre, sondern wegen des von ihm in der Septembernummer des St. Nikolai-Boten veröffentlichten Artikels.

Die jetzt erfolgte Suspension Henneckes wird vom Kirchenrat damit begründet, daß die Erregung über den Inhalt von Henneckes Artikel in bedrohlichem Maße gewachsen sei.

Gegen diese Erklärung des Kirchenrats wendet sich der Anwalt Henneckes in einer für die Oeffentlichkeit bestimmten Darlegung vom 23. März. Er bestreitet den Inhalt jener Erklärung wie die Rechtmäßigkeit des Verfahrens.

Zu Classens folgendem Aufsatz bemerke ich, daß der Verfasser auf der hamburgischen Synode nicht zur liberalen, sondern zur neukirchlichen Gruppe gehört. M.

2

Ein Unglück in der Hamburger Landeskirche

In Hamburg erscheint ein streitbares kleines Blatt, „Das Evangelische Hamburg". Vor einigen Jahren hielt es dies Blatt für nötig, ohne Grund und Recht einen Streit mit der Reformierten Gemeinde in Hamburg anzufangen. Indes, das Streben geht weiter. Die Gruppe der um dieses Blatt gescharten Pastoren will die gute Tradition der Hamburgischen Kirche zerstören, nämlich die Gleichberechtigung der Richtungen.

Wer war es doch, der in Hamburg in erster Reihe stand, als es galt, die Arbeit der Innern Mission durch die Gemeinden selbst aufzunehmen? Liberale Pastoren wie Köster, Böhme, Clemens Schultz, Kärner. Nach den schweren Jahren 1918/19 waren es drei Senioren aus den Liberalen, die unsre Hamburger Kirche in neue Verhältnisse hinüberführten: Grimm, Rode, Stage.

Besinnen wir uns auf die Verdienste der Freigesinnten um unsre Evangelische Kirche überhaupt. Lipsius und Rudolf Otto haben uns erkenntniskritisch gezeigt, was das Erlebnis der Frömmigkeit ist, in dem wir von der andern Welt berührt werden, so daß nun Art und Ort dieses Erlebnisses in der Gesamtheit des geistigen Lebens unumstritten feststeht. Titius hat auf Jahrzehnte hinaus der Auseinandersetzung zwischen Naturwissenschaft und Theologie den Weg gewiesen in seinem Werke „Gott und Natur". Harnack befreite uns von der Herrschaft der Theologie des müden griechischen Altertums, der die Schöpfung als Unvollkommenes und als Ursache der Sünde erscheint. Ritschl vertrieb die jüdisch-juristische Auffassung vom Tode Christi aus der Theologie und beseitigte den schweren Anstoß, den sittlich-scharfes Urteil an der alten Form der Kirchenlehre nehmen mußte; er lehrte uns das Gesetz des stellvertretenden Leidens verstehen. Wenn unsere Erlösung durch Christus bewirkt, daß wir hoch-

mütig auf andere herabsehen, dann ist diese Erlösung Selbsttäuschung. Wo aber kein Heilsegoismus sich breit macht, sondern wirklich Erlösung geschieht, da ist auch Gemeinschaft wirkende, Gemeinde bildende Kraft, nicht kirchenzerstörender Eifer.

Wie oft habe ich mit den folgenden Gedanken, die ich der Theologie Ritschls verdanke, zuletzt im bösen Winter 1918/19, in überfüllten Sälen Seite an Seite mit dem frühvollendeten Hauptpastor Hunzinger die Aufmerksamkeit der Arbeiter erzwungen: *)

Die Lehre vom einmaligen Sühneopfer Christi ist heute den Meisten ein versteinertes Dogma. Aber in diesem Dogma wurde vorausgeahnt ein Gesetz alles sittlichen Lebens, und darauf beruht die Wirkung der alten Lehre durch Jahrhunderte, daß der Sühnetod Christi ein Geheimnis des sittlichen Lebens offenbart: für alle Sünden wird gebüßt, nicht immer durch den Schuldigen, sondern auch durch den Unschuldigen. Darum sollen wir, wenn wir Menschen in Not und Dumpfheit versinken sehen, nicht nur Mitleid empfinden, sondern auch Reue: es ist auch unsere Schuld! Der Menschheit Schuld zu sühnen, wirft sich der Held in den Kampf, in dem Bewußtsein, die Wunden heilen zu müssen, die Tausende gedankenlos fortbluten ließen. Dafür trifft den immer ungerufenen Retter der ganze Haß seines Geschlechts. Er nimmt das Leid anderer, die Not seines Volkes auf seine Schultern, und dazu noch den Zorn derer, die er aus ihrer Trägheit aufrüttelt. So wird er leidend und kämpfend ein Retter und ein Menschenbildner So wirkt das Gesetz des stellvertretenden Leidens.

Liberale waren es, die recht aus Wicherns Geiste heraus vor 30 Jahren religiöse Diskussion in öffentlicher Versammlung begonnen haben; von Broecker in Halle und die Evangelisch-Sozialen in Sachsen. Jetzt nimmt der Wichernbund in Hamburg dies Werk tapfer wieder auf, aber er wird sich der Waffen jener Theologen bedienen müssen, die wir nannten, die ja mit liberal gar nicht richtig benannt sind, sondern die große, christliche Lehrer waren. Nicht mit den alten Vokabeln und auch nicht mit dialektischer Theologie macht man sich den leidenden, verzweifelnden Massen verständlich. So liegen die Dinge. Und nun, wo der harte Kampf der Richtungen fast beendigt schien, treten jüngere Theologen auf und wünschen, daß das Lebenswerk der genannten großen Christen aus der Kirche ausgemerzt werde.

Ich besinne mich, welche Wandlung der Religionsunterricht jener Theologie verdankt. Ist doch der kirchlich beaufsichtigte, scharf orthodox gehaltene, so gründlich unpsychologische Religionsunterricht zum guten Teil schuld an dem trostlosen Zusammenbruch der Frömmigkeit im protestantischen Norddeutschland. Wie schlau benutzen Tannenbergbund und Gottlose die Fehler dieses Unterrichts für sich!

Und was für eine Theologie bieten die Neuorthodoxen? Auf Trinität und Jungfrauengeburt kommt es an als auf die großen Geheimnisse! Bisherige philologische und historische Arbeit am Neuen Testament durch die „ungläubigen" Theologen ist für sie erledigt. Man interessiert sich mit sonderbarem antiquarischem Eifer für die Stammbäume, die Jesus als Nachkommen Davids erweisen sollen, und betont zugleich die Jungfrauengeburt. Daß Professor Gregory die Spur der Lesart Matth. 1, 16 „Joseph zeugte den Jesus" bis ins 2. Jahrhundert verfolgt, bekümmert auch nicht. Hier muß nun aber doch unerbittlich ausgesprochen werden: wenn in der theologischen Wissenschaft die sonst gültigen Gesetze des Urteils auch gelten, dann sind davidischer Stammbaum und Geburt von der Jungfrau nicht vereinbar. Die jene Stammbäume schufen, wußten von der Jungfrauengeburt nichts. Und Jesus selbst hat (Matth. 22, 45) bestritten, daß der Messias aus Davids Stamm sein werde. Also auch die Anschauung, daß Jesus von Nazareth Nachkomme Davids sei, ist nicht ursprünglich. Er selber wußte nichts davon.

Aber möge man die Stammbäume für wertvoll halten und an die Jungfrauengeburt glauben, dann soll man den Mut haben, zu glauben, und nicht versuchen, unter Mißhandlung der Logik die Widersprüche im Neuen Testament zu beseitigen. Unsere Feinde wissen derartiges zu benutzen. Ach, was muß man sich schämen, bei Angriffen unserer Gegner alle Sünden schwacher Theologen so fleißig hervorgeholt zu sehen!

Aber das ist noch nicht das Wichtigste bei unseren Neuorthodoxen, sondern daß sie Luthers Rede: „Wasser tut's freilich nicht, sondern das Wort Gottes, das in und bei dem Wasser ist" so gar nicht im Gedächtnis haben. Wie ist heute unsere theologische Lage? Die kritische Arbeit hat ihr Bestes getan. Wir verstehen den Sinn alter Mythen und Symbole, wir wissen, daß es auf ihren Sinn ankommt, nicht auf Dinge, die physisch geschehen sein sollen. Der Mythos von Adam im Paradiese mag ursprünglich etwas ganz anderes bedeutet haben; die Kirche hat in ihn einen tiefen Sinn hineingelegt: die Ursache der Sünde liegt im Willen (nicht, wie Plato lehrte, in der Materie). Aber wir werden, sobald unser Wille in uns nicht sich selbst frei bestimmt, durch unsere Natur geknechtet. So Augustin! Dies Geknechtetsein aber wird vererbt. Unsere heutige Biologie bestätigt uns erschreckend die Wahrheit dieser Erkenntnis. Und diese Tatsache spricht ahnungsvoll der Mythos von Adams Sündenfall aus. Jesus war von dieser Knechtung frei. Das kann man als Sinn in dem Mythos von der Jungfrauengeburt finden. Aber sollen wir glauben, daß der Herrgott und Adam im Paradies spazieren gingen, daß die Schlange dort gesprochen hat? O, da jauchzen ja unsere Feinde, Gottlose und Tannenbergbundleute!

Möge man in der Gemeindepredigt die alten Bilder gebrauchen! Wollen wir unser Volk wiedergewinnen, so müssen wir die Kraft haben, neue Symbole zu finden, die aussprechen, daß in den Schicksalen auch unserer Zeit der alte, ewige Gott waltet. Die Zeit des Mythenglaubens ist vorbei; keineswegs aber die der Symbole im Kultus.

All dies muß gesagt werden, damit verstanden wird, welches Unglück in der Hamburger Kirche angerichtet worden ist.

Pastor Hennecke an der Nikolaikirche hat vor längerer Zeit in einem Buche „Meister des Lebens" *) eine Reihe Betrachtungen herausgegeben, die den Zorn des „Evangelischen Hamburg" erregten. Hätten die Herausgeber dieses Blattes geschwiegen, so hätte das Buch denen, für die es bestimmt war, Freude bereitet, und niemand hätte sich geärgert. Nun hat Hennecke ein zweites Büchlein geschrieben: „Frömmigkeit, wage eigene Wege!" Dies Buch hat die in große Aufregung gebracht, die nicht erlauben wollen, daß in anderer als der orthodoxen Sprache die ewige Wahrheit verkündet werde. Sie haben es dahin gebracht mit ihren Anklagen, daß ein Disziplinarverfahren gegen Hennecke eingeleitet worden ist.

Was ist nun Böses in diesen Büchern gesagt? Sie sind erfüllt von dem Glauben an den einen, ewigen, allmächtigen, persönlichen Gott. Sie sind durch und durch gläubig. Aber sie sind eine merkwürdige Mischung von altem und neuem Stil. Hennecke spricht wie einer der alten Rationalisten (die übrigens sehr brave Leute waren) scharf, klar, nüchtern. Die Kirche kritisiert er sehr hart, aber aus Liebe und oft mit Recht. Seine rationalistische Art war häufig unter den Theologen etwa um 1880 und vorher. Aber wie Viele sind auch heute noch bei den Fragen des 19. Jahrhunderts! Diesen sind Henneckes Bücher eine große Hilfe. Und er hat eine neue Kraft der Rede. Er findet Bilder, um das Geheimnisvolle in Gottes Willen zu deuten. Er hat die Gabe eines Gottesverkündigers für Viele, die heute sich nach Gott sehnen; sie werden durch diese Bücher begeistert werden.

Freilich nicht alles wird jeder von uns billigen. Die Schuld ist für Hennecke ein Durchgangsstadium, ein schmerzliches, aber notwendiges, — ein unvollkommener Zustand, durch den hindurch wir zu Gott kommen. Das ist eine Denkweise, verwandt der Theologie des Athanasius, aus der doch die Glaubensbekenntnisse von Nicäa und Konstantinopel entstanden sind. Ich vermisse aber hier als Protestant die Erkenntnis, daß Sünde gottwidrige Richtung des Willens ist. Wie hier von Hennecke die Schuld beschrieben wird, ist griechisch. Jesus und das Alte Testament sprechen anders. Wenn aber deshalb die Neuorthodoxen klagen wollen, so fordere ich von ihnen: dann gesteht vorher zu, daß die Lehre von Nicäa nicht zu unserer protestantischen Auffassung paßt, und habt den Mut, die Widersprüche unter den vielerlei Bekenntnissen der Vergangenheit zuzugeben. Habt ihr so viel Mut des Glaubens, nun, so übt an Hennecke Kritik als Brüder, aber nicht als Pharisäer!

In einem Anderen, womit Hennecke Anstoß erregte, wird er sich ausführlicher und klarer ausdrücken müssen. Er will von der Jugend sprechen, die heute in der wirtschaftlichen Not ohne Zukunftshoffnung steht, und doch durch Gottes Willen als Jüngling und Mädchen nacheinander begehrt; er spricht von furchtbaren Mißständen in unserer heutigen Ehe. Man darf nicht übersehen, daß dieser Abschnitt „Barmherzigkeitsmission" überschrieben ist. Also Barmherzigkeit mit dieser Jugend! Aber, wenn man diese Not anfaßt, darf man doch keinen Zweifel aufkommen lassen, daß die wahre Ehe uns Christen das Ziel bleibt. Sie muß und soll möglich sein!

Von der einen Ursache der jetzigen Not spricht Hennecke nur andeutungsweise, der wirtschaftlichen Lage, von der anderen garnicht: vom Zerfall des sittlichen Ernstes in unserem Geschlecht, der so, wie er gekommen ist, nicht nötig war. Fünfzehn Jahre vor dem Kriege fand ich in unseren Arbeiterquartieren eine gesunde Sittlichkeit. Wohl wurden uneheliche Kinder geboren, aber fast immer heiratete später der Bursche das Mädchen. Kam der junge Mann etwa auf See um oder war er verschollen, das Mädchen aber hielt sich ehrbar, so bekam es auch noch einen tüchtigen Mann, und ihr Kind wuchs in der Familie mit den ehelichen Kindern auf; oft erhielt es auch den Namen der Familie. Wenn aber ein Mädchen sich nacheinander mit mehreren Burschen einließ, dann war es verach-

*) Aus meinem Buche: „Zucht und Freiheit", S. 202. München, Beck.

*) Boysen, Hamburg.

tet und der Schmerz der Eltern und Brüder war groß. Rührende Versuche, noch zu retten, habe ich erlebt.

Diese gesunde und ernste Auffassung ist heute weithin zerstört; ein Mädchen kann die Burschen wechseln, es schadet ihrem Ansehen nichts. Der Geschlechtsverkehr hat sich außerdem unnatürlich verfrüht. Durch schlechte Literatur, durch falsche Propheten, die alle Bindungen an Familie und Volk mißachteten, durch die Verwahrlosung im Kriege ist die Sitte zerstört; das ist Schuld und war nicht notwendig.

Dazu muß Hennecke sich ausführlicher aussprechen; einmal hat er es schon im Nicolai-Gemeinde-Boten getan. Gründliche Aussprache über seine Bücher muß im Kreise der Hamburger Amtsbrüder geschehen. Aber zu einem Disziplinarverfahren liegt kein Grund vor. Die Bücher helfen unzweifelhaft Vielen, daß sie dem Christentum und der Kirche wieder näher kommen. Darum hat der Kirchenrat durch seine Schritte unermeßlichen Schaden angerichtet. Zunächst haben die ganz überraschten Liberalen und Volkskirchlichen gebeten, die Synode, die am 10. März zur Beratung des Haushalts zusammentrat, um acht Tage zu verschieben, damit man erfahren könne, wie überhaupt diese Dinge geschehen konnten. Da die Positiven mit ihrer Mehrheit die Verschiebung verweigerten, verließen zunächst jene beiden Gruppen die Synode. Wir erwarten nun, daß der Kirchenrat unseren Fraktionsvertretern Gelegenheit zu einer Besprechung gibt.

Aber noch abgesehen von dieser in der Synode noch nicht dagewesenen schroffen Abweisung der berechtigten Wünsche der Minderheit ist das Ansehen der Hamburger Kirche durch das Verfahren des Kirchenrats schwer erschüttert. Was für ein Rechtszustand wird das für die Pastoren! Der Kirchenrat hat dem Drängen einer kleinen Gruppe nachgegeben, die erst durch lange Artikel ihre Leser veranlaßte, sich über Henneckes Bücher zu ärgern (während sonst die meisten sie nie gelesen hätten), und die bereits Vertreter und Führer der christlichen Jungmännerbünde in Hamburg zu einer Entschließung gegen Hennecke veranlaßt haben. — Ob die Beschließenden die Bücher gelesen haben? — Am 1. Februar stand in demselben „Evangelischen Hamburg", das gegen Hennecke kämpft, ein leidenschaftlicher Angriff gegen unseren Staat. Ferner war da zu lesen: „In höheren und hohen Schulen wurde Religion und Gott, ja das süße Evangelium zur faden Lächerlichkeit!"

Wie kann der Kirchenrat das erschütterte Ansehen der Hamburger Kirche wieder herstellen? Er muß zugeben, daß die gegen Hennecke unternommenen Schritte ein Irrtum waren, und so schnell wie möglich wiedergutmachen, die Sache unter den Pastoren besprechen lassen und er muß die Schriftleitung des „Evangelischen Hamburg" nachdrücklich ermahnen, daß die Beamten des Staats und die Lehrerschaft durch ein kirchliches Blatt nicht in so unerhörter Weise beleidigt werden dürfen. Der Schaden, der dadurch unserer Kirche geschieht, ist viel schlimmer als das, was Hennecke etwa unvorsichtig ausgedrückt hat. „Ziehe zuerst den Balken aus deinem eigenen Auge!"

Der Ton des „Evangelischen Hamburg" schädigt Ansehen und Ehre der Hamburger Kirche. Wir alle sind Glieder der Kirche, wir tragen sie mit unserem Glauben und unserm Leben. Ich protestiere, wie ich es in der Synode getan habe, dagegen, daß ein kleiner Kreis von Pastoren sich zu Richtern aufwirft. Eben hat die Hamburger Oberschulbehörde den Wunsch der Kirche, für Ausbildung der Religionslehrer zu sorgen, großzügig erfüllt, — da werden Staat und Schule in dieser Weise verächtlich gemacht. Genug! Das Streitsuchen dieser Neuorthodoxie muß abgewiesen werden, weil schließlich der Weiterbestand der Kirche dadurch gefährdet wird.

Hamburg-Bergedorf Walther Classen

Von der Weltabrüstungskonferenz

Der Wunderknäuel

Die Generaldebatte hat ein ungeheures Garn von Abrüstungsideen und Gegenideen aufgewickelt. Ein langer, dünner Faden von Reden lief wochenlang. Menschheitsideen, philosophische Abstraktionen über den Frieden, weltgeschichtliche Betrachtungen, politische Erläuterungen, wirtschaftliche Ansichten, versteckte Bosheiten, Tiefsinn und Phrasen, seidene Rhetorik und ehrliche Ueberzeugung, listige Täuschungen und naive Wünsche zogen wie ein bald dunkles, bald helles Geflecht an uns vorüber.

Wenn man diesen Wunderknäuel für alle naiven und ernsthaften Kinder der Welt abwickelt, so findet man als Kern immer wieder das deutsch-französische Problem. Es taucht als ein Grundgegensatz sowohl in den politischen Fragen als in den technischen Details, wie in der Frage der Methode der Konferenz immer wieder auf. Es beherrscht nicht nur die Konferenz selbst, sondern die mannigfache Diskussion, die außerhalb und am Rande der Konferenz zwischen einzelnen Interessengruppen hin und her geht.

Als politische Formel steht sich hier der Gegensatz zwischen der Forderung der Sicherheit und der Forderung der Rechtsgleichheit gegenüber. Das erste ist Realpolitik. Das zweite Idealpolitik. Dies auch in dem Sinne, daß es sich für Deutschland nicht um die augenblickliche Herstellung einer völligen Rüstungsgleichheit handelt, sondern um die Anerkennung eines Grundsatzes, über dessen praktische Verwirklichung sich reden läßt. Das eine ist eine Volksfrage, das andere eine Menschheitsfrage.

Ein guter Teil der geistigen Arbeit der Konferenz muß sich darum drehen, diesem politischen Problem eine Form zu geben, in der es verhandlungsfähig wird. Die bisherige diplomatische und methodische Bearbeitung des Problemes haben die Konferenz seiner Lösung nicht näher gebracht. Man hat den Eindruck, daß vorläufig erst noch die listige Diplomatie, die politische Intrige und Vergewaltigung des gegnerischen Standpunktes, die Methode der Bündnisgewinnung, dieses stachlichste aller Probleme bearbeiten, aber noch nicht der Wille zu einer wirklichen Verständigung.

So wurde, jedenfalls auf deutscher Seite, auch der Beschluß beurteilt, der die Methode der ganzen Konferenzarbeit festlegt. Für ihre Arbeit soll der Entwurf der Abrüstungskommission wegleitend sein, und nicht die seither aufgeworfenen Vorschläge. Es zeigt sich gerade da, daß eine Frage der Methode zumeist nicht nur Form und Vorgehen bestimmt, sondern weithin auch die Grundideen und den Gehalt. Aeußerlich war dieser Kampf um die Methode ein Ringen zwischen Sir John Simon, dem englischen Delegierten, und Litwinow mit seiner völligen Abrüstungsforderung. Innerlich aber bedeutet diese methodische Entscheidung vor allem einen diplomatischen Sieg Frankreichs, das die Behandlung der Abrüstungsfragen an der Oberfläche konkreter Vorschläge halten will, und nicht in die Tiefe grundsätzlicher Forderung hinabsteigen will, wie Deutschland es verlangt.

Die Frage der politischen Methode wird damit brennend. Kann sie nur ein listiges Feilschen und Markten sein, eine gaunerhafte Kunst des Möglichen, oder kann sie eines Tages auf eine größere Höhe grundsätzlicher Entscheidungen gehoben werden? Mit anderen Worten, soll die Macht oder das Recht ihr Leitstern sein? Diese Entscheidung ist für die ganze Zukunft des Völkerbundes maßgebend. Ob die Machtpolitiker oder die Rechtpolitiker an der Konferenz siegen werden — das bringt heute die Entscheidung über Krieg und Frieden, über die heutige Menschheit.

Hier setzt die Arbeit aller geistigen Führer, auch die der Kirchen, ein. Bundesrat Motta hat bereits in der Konferenz selbst darauf hingewiesen, daß der Völkerbund ein neues Recht schaffen muß, wenn er leben soll, und daß das Recht nicht etwas Statisches, sondern etwas Dynamisches ist, das sich mit der Geschichte bewegen muß. Professor Max Huber, der bisherige Präsident des internationalen Schiedsgerichts, Mitglied der schweizerischen Delegation, zeigte hinreißend an einer öffentlichen Versammlung, wie nur mit der Bestimmung und der Annahme einer solchen höheren Rechtsforderung auch eine neue Methode in der Behandlung scheinbar unlösbarer politischer Probleme gefunden werden kann. Frau Dr. Lüders, die lange Mitglied des Deutschen Reichstags war, vertrat mit überzeugender Kraft eine ähnliche Uebersetzung von politischen in rechtliche Forderungen.

Die Generaldebatte hat Ideen gebracht. Die Kommissionsverhandlungen bringen nun den Kampf der Ideen. Die neuere Philosophie fing an mit einer kopernikanischen Standpunktsänderung im Denken der Menschen. Die neue Politik, die der Völkerbund sucht, kann nur bestehen in einer Aenderung der Methode.

Genf Adolf Keller

Konfessionelles im politischen Wahlkampf

Sehr beachtenswert und im Einzelnen merkwürdig ist die Rolle, welche in den heutigen politischen Kämpfen der konfessionelle Zwiespalt spielt. Halten wir einige mehr oder minder bedeutsame Vorkommnisse fest.

Im „Reichswart" des Grafen von Reventlow Nr. 9 vom 27. Februar veröffentlicht einer, der „seit 1919 im Steinschen Geist politisch wirkte" (mit Namen und Adresse genannt) eine Zuschrift: „Protestantische Bedenken gegen die Wiederwahl des Reichspräsidenten von Hindenburg". Darin heißt es unter anderem:

„Ist ihm bekannt, daß der Protestantismus hinter den Kulissen und amtlicherseits in einer Weise bedrängt und bedrückt wird, wie noch nie in den dreihundert Jahren seitdem Dreißigjährigen Krieg?"

„Wir wollen einen Reichspräsidenten, unter dem der Protestantismus, die gesamte protestantische Kultur, die ihr geschichtlich zukommende volle Berücksichtigung findet."

„Verlassen wir unsern Herrn und Heiland Jesus Christus nicht, der in diesem Preußen völlig verlassen ist!"

„Ich glaube, etwa unter dem katholischen Herrn Adolf Hitler oder unter Herrn Hugenberg wird die evangelische Kirche eine gerechtere Behandlung erfahren ..."

Tatsachen werden in dem fast drei Spalten langen Artikel kaum angeführt. Erzählt wird aus einer Predigt in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, wo der Prediger bittere Klage darüber führte, daß „die evangelischen Oberen" nicht so eintreten für die evangelische Sache wie die katholischen für die katholische: „Warum hat der Herr Reichspräsident" — fügt der Verfasser des Artikels hinzu — „nicht einmal in den sieben Jahren diese bedeutsame Kirche besucht, um in dem unchristlichen Berlin-W werbend für den christlichen Gedanken aufzutreten?"

Nun wird Niemand einfach behaupten können, die Katholiken hätten den Protestanten Hindenburg, die Protestanten den Katholiken Hitler gewählt. Sofern die Konfession der Kandidaten im Spiel war, hat sie sogar weithin umgekehrt gewirkt: Düsterberg z. B. verdankt seine Stimmen zum Teil konfessionell protestantischer Gesinnung; es gibt Leute, die hinter Hindenburg nur den Katholiken Brüning sehen. Und von den Ländern am besten für Hindenburg hat ja das überwiegend evangelische Württemberg gewählt. Dennoch bleibt merkwürdig, wie z. B. in Kurhessen die katholischen Kreise Hindenburg, die evangelischen Hitler bevorzugt haben: Die katholischen Kreise Fulda-Stadt 11 601 Hindenburg, 2413 Hitler und Fulda-Land 21 399 Hindenburg, Hitler 2340, der evangelische Kreis Frankenberg 2889 Hindenburg, 8308 Hitler. Im Kreise Marburg wählten Hindenburg das Dorf Bauerbach mit 179 gegen 5 Stimmen, Ginseldorf mit 136 gegen 17: katholisch beide. Der ganze wesentlich lutherische Kreis gab 6490 für Hindenburg, 11 648 für Hitler ab. Marburg-Stadt (mit etwa 2000 Katholiken) 6320 für Hindenburg, 6357 für Hitler. R

Politisches zu Kirchenwahlen

Ein nationalsozialistisches Rundschreiben

In einigen kleineren Teilen des evangelischen Deutschlands sind schon in letzter Zeit bei kirchlichen Wahlen Listen politischer Parteien aufgetreten, wenigstens einer politischen Partei, der nationalsozialistischen. Und nachdem neulich der dieser Partei angehörende Abg. Kube angekündigt hat, sie werde bei den bevorstehenden Synodalwahlen sich betätigen, ist damit zu rechnen, daß die Kirchenwahlen — zwangsläufig natürlich dann auch von anderer Seite — zum Schauplatz politischen Machtkampfs gemacht werden. Was das bedeutet, davon wird noch ernst zu reden sein; heute teilen wir als Beleg dafür, wie auf jener Seite gearbeitet wird, das folgende Schreiben mit.

Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei, Gau Schlesien
Rundschreiben Nr. 4/32

Breslau, im Februar 1932
Bischofstraße 13
Fernruf 321 01

Kirchenpolitisches Sonder-Rundschreiben Nr. 1
An alle Untergliederungen der NSDAP im Gau Schlesien
Richtlinien für Kirchenfragen

Im Jahre 1932 finden die Kirchenwahlen für die evangelische Landeskirche der altpreußischen Union statt. Sie sind für das kommende dritte Reich von größter Bedeutung.

Die Reichsleitung hat Aufstellung von Wahlvorschlägen mit dem Kennwort

„Evangelische Nationalsozialisten"

zugelassen. Die Wahlbewegung soll so vor sich gehen, daß sie von den besonderen Fachberatern für Kirchenfragen[1]) Hand in Hand mit den örtlichen Parteileitungen durchgeführt wird.

I. Organisation

Jeder Bezirk, jede Ortsgruppe, jede Kirchengemeinde hat so schnell wie möglich einen

Fachberater für Kirchenfragen

der vorgesetzten Dienststelle zu melden. Die Bezirke geben eine Aufstellung darüber an den Gau.

Die Aufgabe dieser kirchlichen Fachberater erstreckt sich außer der Wahlvorbereitung auch auf die Ueberwachung der kirchlichen Gemeindeblätter. Angriffe auf die NSDAP sind zu melden.

II. Kirchenpolitik

Ein Wahlflugblatt wird vorbereitet. Grundsätze in aller Kürze. Wir „Evangelischen Nationalsozialisten" bauen unsere Landeskirche aus auf dem Grunde eines positiven Christentums im Geiste Martin Luthers. Deshalb

1) Ablehnung des liberalen Geistes der jüdisch-marxistischen Aufklärung.
2) Ueberwindung der aus jüdisch-marxistischem Geist geborenen Humanität mit ihren Auswirkungen wie Pazifismus, Internationale, christliches Weltbürgertum usw.
3) Betonung eines kämpferischen Glaubens im Dienste des von Gott gegebenen deutschen Volkstums.
4) Reinigung und Erhaltung der Rasse als eine von Gott für alle Ewigkeit gegebene Pflicht.
5) Kampf gegen religions- und volksfeindlichen Marxismus und seine christlich-sozialen Schleppenträger aller Schattierungen.
6) Neuer Geist für unsere amtlichen und privaten Stellen der Kirchenleitung. Die Leitung hat enttäuscht:
   a) durch Abschluß eines Kirchenvertrags mit schwarzroter Preußenkoalition (politische Klausel);
   b) durch Besetzung sehr vieler zentraler Stellen mit Persönlichkeiten einer in völkischer Beziehung unzuverlässigen Haltung;
   c) durch einen Erlaß des Oberkirchenrats, der den SA-Männern den geschlossenen Kirchgang mit ihren Ehrenzeichen erschwert bzw. unmöglich macht;
   d) durch unverständliche Zurückhaltung, wo es Pflicht der Kirche gewesen wäre, Front zu machen gegen die Fesselung der Justiz, die Gewissensknebelung der Beamten, den Youngplan und den Paneuropagedanken.
7) Wir kämpfen für eine Vereinigung der kleinen evangelischen Landeskirchen zu einer starken evangelischen Reichskirche. Diese hat bei aller Wahrung konfessionellen Friedens ihre Kräfte reformatorischen Glaubens zum Besten des Reiches zu entwickeln. Vorwürfe, wir wollen die Kirche politisieren, sind abzulehnen. Wir handeln nicht als Partei, sondern folgen nur als evangelische Christen einem Glaubensruf Gottes, den wir in unserer Volksbewegung hören. Als treue Glieder unserer Kirche haben wir einen berechtigten Anspruch darauf, im kirchlichen Leben und der kirchlichen Verwaltung der Größe und inneren Stärke des Nationalsozialismus entsprechend berücksichtigt zu werden.

Bücher und Schriften von Pgg[2])

1) Dr. Wieneke: Christentum und Nationalsozialismus, Adler-Verlag, Küstrin 1932 (2. Auflage). RM. 1.—.
2) Kugtsch, Pfarrer (früher lettischer Kultusminister): „Revolution der Religion", 75 Pfg., „Der wirkliche Christus", RM. 4,50, beide im ostpreußischen Heimatverlag in Heiligenbeil erschienen.
3) Friedrich Peter: „Wenn die Würfel fallen", RM. 1,50, Buchhandlung des ostdeutschen Jünglingsbundes, Berlin N 54, Sophienstraße 19.

III. Durchführung

1. Zunächst sind also die Fachberater für Kirchenfragen zu ernennen. Die OGL[3]) stellen darauf mit deren Hilfe fest, welche Pg starken Anteil an Kirchenfragen nehmen, insbesondere machen sie die Pgg namhaft, die schon Mitglieder eines kirchlichen Verwaltungskörpers sind (Gemeindevertretung, Gemeindekirchenrat, Parochialverband, Kreis-, Provinzial-, Generalsynode). Bei den Mitgliedern der beiden höhern Synoden ist anzugeben, welcher kirchenpolitischen Gruppe sie angehören.

2. Pfarrer und Pastoren, welche Pg sind, sind unmittelbar dem Gau schnellstens zu melden.

3. Die Beteiligung an den Kirchenwahlen ist für jeden Pg Pflicht.

4. Voraussetzung der Wahlbeteiligung ist die Eintragung in die kirchlichen Wahllisten. Die kirchlichen Fachberater besorgen die für die Anmeldung zur Wählerliste vorgeschriebenen Vordrucke vom Pfarramt. Jeder OGL dringt darauf, daß alle Pg, deren Angehörige und Gesinnungsfreunde diese ausfüllen. Die ausfüllenden Anmeldungen bleiben im Gewahrsam der OGL bis 6 Wochen vor dem Wahltag. Es heißt hier unauffällig, selbständig und schnell arbeiten.

5. Einheitslisten sind nicht ratsam, nur dann anzunehmen, wenn Sicherheit vorhanden ist, daß $^2/_3$ Nationalsozialisten nachher in den kirchlichen Körperschaften sitzen.

6. Gute Aufklärung über den Wahlgang bietet die kleine Druckschrift von Werner Wilm, Verlag Adler, Küstrin (Neumark), Preis 60 Pfg. „Der Kampf um die Kirche und die Kirchenverfassung". Sonst werden auch die Pfarrer Auskunft geben, aber Vorsicht vor Gegnern unter ihnen!

1) Alle Sperrungen wie in der Vorlage. DH

2) Parteigenossen. DH
3) Ober-Gau-Leiter. DH

7. In der Beilage „Deutsche Kulturpolitik" des „Schlesischen Beobachters" werden fortlaufend Aufsätze über kirchliche Fragen erscheinen, vgl. dazu: Schles. Beobachter vom 23. 1. 32: Kube, Kirchenwahlen 1932. Ein grundlegender Aufsatz.

Heil Hitler!

Dr. Seifert
Leiter der Kulturabteilung beim Gau Schlesien

Bücher und Schriften

Die Programme der politischen Parteien Deutschlands. Herausgegeben von H. Krey. Leipzig, Körner und Sohn, 1932. 139 S. 1.25 M.

Wer öfter über Weltanschauung und Religion der politischen Parteien vorgetragen hat, begrüßt diese neue Zusammenstellung dankbar; die älteren sind zum Teil überholt. Politisch Interessierte aller Art werden daraus lernen können. Nur drei charakteristische Einzelheiten seien erwähnt: im Programm des Zentrums kommt das Wort „katholisch" nicht vor; in dem der Wirtschaftspartei spielen Fragen der Weltanschauung und Geisteskultur eine sehr geringe Rolle; in dem der Kommunisten (d. h. der kommunistischen Internationale, beschlossen in Moskau am 1. September 1928; es gilt aber auch für die Kommunistische Partei Deutschlands) heißt die auf Religion und Kirchen bezügliche Stelle: „Eine besondere Stellung hat unter den Aufgaben der die breiten Massen erfassenden Kulturrevolution der Kampf gegen das ‚Opium für das Volk', die Religion. Dieser Kampf muß hartnäckig und systematisch geführt werden. Die proletarische Macht muß jede staatliche Unterstützung der Kirche, die eine Agentur der einst herrschenden Klassen ist, aufheben, jede Einmengung der Kirche in das staatlich organisierte Erziehungs- und Bildungswesen unterbinden und die konterrevolutionäre Tätigkeit kirchlicher Organisationen schonungslos unterdrücken. Die proletarische Macht läßt die Freiheit des Bekenntnisses zu, führt aber gleichzeitig mit allen ihr zugänglichen Mitteln eine antireligiöse Propaganda, vernichtet die Vorzugsstellung der früheren Staatsreligion und gestaltet das ganze Erziehungs- und Bildungswesen auf der Grundlage der wissenschaftlich-materialistischen Weltanschauung um." Leider ist nicht bei allen Programmen mitgeteilt, von wann sie stammen. M

Gibt es noch Freude? Fünf köstliche und erbauliche Predigten von Walter Lehmann, Pastor in Borby. Eckernförde, J. C. Schwensen 1931. 39 S. 50 Pf.

Vorläufige Anzeige. Ganz unzeitgemäße Predigten: Freude aus allen Quellen des Glaubens, des Geistes und der Welt, im Geist des freien Protestantismus, gesättigt mit Kultur nach Inhalt und Form. Friedrich Niebergall

Das Alte Testament und evangelisches Christentum. Von Johannes Meinhold. Gießen, Töpelmann 1931. 147 S. 4.80, geb. 6 M.

Das Buch ist in einem Geiste unbestechlicher Wahrhaftigkeit, aber daneben in einem Ton geschrieben, dem man es anmerkt, ein wie starkes inneres, ja heiliges Anliegen es dem Verf. ist, daß der evangelische Christ das Alte Testament recht lesen und benutzen möge. Und gerade weil er den tiefen Werten der Bibel mit innerster Aufgeschlossenheit gegenübersteht, wird man auch in den Lagern, die theologisch oder „völkisch" anders stehen als er, ernst seine Darbietungen zu hören haben. Ihm liegt besonders daran, daß man von der Inspirationslehre, und zwar Verbal- wie Sachinspiration loskomme, die ja nichts als „Judaismus" sei; man müsse gerade beim Alten Testament die „Rückständigkeit" (im Verhältnis zum Christentum) voll anerkennen und dann, mit von Jesus geschärften Augen sehend, das „Bleibende" am Alten Testament erfassen. Dabei verzichtet er darauf, die Einzelprobleme der alttestamentlichen Forschung aufzurollen, sondern entscheidet sich für eine (meist von ihm an anderer Stelle wissenschaftlich begründete) Möglichkeit, beim Dekalog für gänzliche Unechtheit, beim Deuteronomium dahin, daß dieses Werk aus jesajanischen Kreisen mit späteren Zusätzen geschaffen sei, — und mit Recht; denn seine Leser wollen eine feste Anschauung von den Dingen haben. Weniger glücklich ist die Anordnung: 1. Die Inspirationslehre, 2. Die Rückständigkeit des Alten Testaments (Anthropomorphismen, Opfergesetz, Priestertum, Nationalreligion usw.), 3. Die Weltanschauung Israels (Vorstellungen von der „Welt", Tod, Sünde, Stellung der Frau), 4. Die „Zukunftsschau"; der fünfte Teil sucht das Bleibende am Alten Testament als einer Urkunde der Offenbarungsreligion und als heiliger Schrift für den evangelischen Christen zu erweisen. Warum der 3. und der 4. Teil getrennt sind, ist nicht erfindlich; und gegenüber dem Begriff der „Rückständigkeit" fragt man: wo ist für ein solches Werturteil die Grenze? Rückständig ist nach M. die Opfergesetzgebung; aber richtig ist doch nur, daß für uns die Form überholt ist, in der das Alte Testament dem Opfergedanken, der an sich unverlierbar ist, Gestalt gab. Gerade in dem „Rückständigen" steckt immer wieder „Bleibendes". Sonst aber haben wir hier ein zweifellos sehr verdienstliches Werk vor uns, das sich nicht scheut, in Wespennester zu greifen — selbst die Frage, ob Jesus Arier war, ist nicht als unterwissenschaftlich beiseite geschoben, sondern wird sachlich und besonnen erörtert — und das aufrichtig, frisch und doch warm darstellt und dadurch überzeugend wirkt.

Hans Wilhelm Hertzberg

Chronik

In Genf ist eine internationale protestantische Kreditgenossenschaft gegründet worden; sie will Kirchen, Kirchengemeinden und Anstalten Geld zu billigem Zinsfuß geben.

Der Preußische Staatsrat hat einen Gesetzentwurf über die einheitliche Neuregelung der rechtlichen Stellung der jüdischen Religionsgemeinschaft angenommen. Damit werden die über die besonderen Verhältnisse der Juden erlassenen Gesetze als staatliche Vorschriften aufgehoben.

Bei dem Konkurs der Evangelischen Zentralbank haben 5669 Geschädigte, davon 95% Geistliche, einen Verlust von 8,28 Millionen Mark zu tragen.

In Königsberg wurde ein Gustav-Adolf-Haus geschaffen, in dem auslanddeutsche Theologiestudierende, auch Studenten anderer Fakultäten an der Universität Königsberg aufgenommen werden sollen.

Der Kursus für praktische Ausbildung der Theologen des Bistums Berlin ist von Breslau nach Berlin-Hermsdorf in ein bisheriges Kinderheim der Dominikanerinnen verlegt worden.

In einem Prozeß gegen den Begründer der geistchristlichen Religionsgemeinschaft Artur Dinter, den erzbischöfliches Ordinariat und protestantisches Dekanat Nürnberg gegen ihn wegen eines am 9. März 1928 in Nürnberg gehaltenen Vortrags „Paulus der Antichrist" angestrengt hatten, wurde das Verfahren eingestellt, weil „Dinter sich rein wissenschaftlich geäußert" habe. Rb 54

Die Nachricht der AMR, Dr. Baronigian sei ausgewiesen worden (Sp. 47), war irrig.

Die Mormonen begründen eine eigene Pfadfinderbewegung durch eine Gruppe von Missionaren, die aus Utah nach Deutschland gesandt werden.

Die von der Gereformeerden Kerken getrennten reformierten Gemeinden (Gereformeerde Kerken in Hersteld Verbond) zählen 25 Gemeinden mit 18 Predigern, 2 Kandidaten und 2 Studenten; nur eine Gemeinde (Amsterdam-Süd mit 2700 Seelen) zählt über 1000 Mitglieder, diese unterhält neben ihren zwei Predigern noch einen Pastor als Missionar unter den Chinesen in Ostjawa.

Der Kardinal von Paris sammelt in einem Aufruf Geld zur Erbauung von 66 Kultstätten in Paris und der Bannmeile, die im Verlauf von 5—10 Jahren fertig sein sollen.

Die bischöfliche Kirche in Schottland steht unter dem Bischof von Brechin und besitzt 340 Kleriker; die Kommunikantenzahl beträgt 60 000. Sie hat ein theologisches Seminar in Edinburg, ein Seminar zur Ausbildung von Lehrerinnen und hilft in Indien und Südafrika mit in der Heidenmission.

Die Presbyterianische Kirche von Schottland hat einem Gesetzentwurf zugestimmt, nach dem bei der Berufung in ihre theologischen Professuren Uebereinstimmung mit dem reformierten Bekenntnis nicht mehr gefordert wird. Augenblicklich bewerben sich um einen Lehrstuhl in Aberdeen auch ein Kongregationalist und ein Baptist. Ref Kz 10

Auf Grund des vor 25 Jahren in Dänemark eingeführten Gemeindebestimmungsrechts fanden 734 Abstimmungen mit 467 Siegen und 265 Mißerfolgen statt. In einem Siebentel der dänischen Gemeinden sind Ausschank und Kleinverkauf der alkoholischen Getränke verboten, in anderen Gemeinden gilt das Verbot nur für den Ausschank. Der Alkoholverbrauch ist von 7,70 Liter im Jahre 1906 auf 3,63 Liter reinen Alkohols auf den Kopf im Jahre 1930 gefallen.

Der Starost des Landkreises Posen hat das Verbot, Bibeln der britischen Bibelgesellschaft auf dem Wege der Kolportage zu verbreiten damit begründet, daß dies die religiösen Gefühle beleidigen könnte, da die Ausgaben der britischen Bibelgesellschaft von der katholischen Kirche nicht genehmigt seien. PZ 10

Die Liquidation des Vandsburger Diakonissen-Mutterhauses ist aufgehoben worden.

Die reformierte Kirche in Ungarn kann an die Unterbringung ihres theologischen Nachwuchses, jährlich 70 bis 80 bei 240 Pfarr- und Katechetenstellen, nicht denken, und muß eine strenge Auswahl treffen. Ref Kz 9

Die protestantischen Kirchen Bulgariens, unter denen die Kongregationalisten mit 6000 am stärksten sind, haben ein Predigerseminar in Samokov mit 18 Studenten eröffnet.

Der Kapuzinerorden betreibt im russischen Kolleg in Rom die Heranbildung junger Ordensbrüder für den Missionsdienst in Rußland, die mit Erlaubnis des Papstes vom lateinischen zum byzantinisch-slawischen Ritus übertreten.

Die Gottlosen in Rußland haben von der Regierung eine Subvention von 200 000 Rubel für ein Theater erhalten, das ausschließlich der antireligiösen Propaganda gewidmet sein soll.

Die deutsche Gemeinde in Kairo hat das Anerbieten der englischen Regierung, Kirche und Pfarrhaus zurückzugeben, abgelehnt, weil es als ein Act of Grace und unter Verzicht auf alle übrigen

Gebäude und Vermögensteile (neun Zehntel des Vermögens) geschehen sollte.

Der wegen Zugeständnissen an die Bibelkritik seines Amtes enthobene Professor Du Plessis am Seminar in Stellenbosch der niederdeutsch-reformierten Kirche in Südafrika ist vom Staatsgerichtshof wieder in sein Amt eingesetzt worden.

In Japan gibt es 60 000 Schintopriester, 200 000 buddhistische Priester und 2000 christliche Prediger. Für die nötige Erhöhung der Predigerzahl schlägt Kagawa die Ausbildung von 5000 Laienpredigern mit kurzem Kurs in Bibelkunde, sozialem Dienst, Evangelisation, Landwirtschaft und Handfertigkeit vor. In der Mandschurei sind 172 protestantische Missionsarbeiter tätig (55 dänische Lutheraner, 44 irische, 51 schottische Presbyterianer, 6 Adventisten) auf 37 Stationen mit 25 000 Gliedern. Große Teile der Mandschurei und fast die ganze Mongolei sind noch völlig ohne christliche Missionsarbeiter. NAM 3

Von Personen: Gewählt: Der Sekretär des Studentenweltbundes Henriot zum Generalsekretär des Weltbundes für internationale Freundschaftsarbeit der Kirchen. Gestorben: Der frühere Vizepräsident des Evangelischen Kirchenausschusses und Präsident des evangelischen Landeskonsistoriums D. Franz Böhme, Dresden; der frühere Kirchenpräsident des Landeskirchenamts Hannover D. Dr. Lampe; Professor D. Hermann Gunkel in Halle; Professor D. Georg Loesche (früher in Wien) in Königsee; Professor Hartmann Grisar S. J. in Innsbruck; der Bischof von Winchester Dr. Frank Theodor Woods; Bischof Charles Gore in London. ESt

Zum Streit um Dehn

1

Das jüngste Heft des „Neuwerk" ist zur großen Hälfte dem Kampf um Dehn gewidmet. Fünf Theologen nehmen dazu das Wort: Schafft, Vogel, Barth, Piper, Brunotte. Wir finden unser Urteil an vielen Punkten aufs wertvollste unterstützt und ergänzt. Das Heft (Februar-März) ist vom Neuwerk-Verlag Kassel-Wilhelmshöhe für 1,20 M. zu beziehen. Auf Brunottes in diesem Heft des „Neuwerk" erhobenen Widerspruch gegen Schubrings „Theologische Fragen im Zusammenhang des Falles Dehn" (Protestantenblatt 1932, Nr. 4 ff.) hat Schubring im Protestantenblatt 12 entgegnet.

In der „Eiche" (1932 Heft 1/2, Gotha, Klotz) hat Siegmund-Schultze zum Fall Dehn Stellung genommen (S. 8—11), nicht ohne theologische Kritik an Dehns Vortrag, aber mit scharfem Urteil über das Verfahren des brandenburgischen Konsistoriums.

2

Die „Hallesche Theologenschaft" (die Mehrheit der dortigen Studenten der Theologie, deren Erklärung gegen Dehn CW Sp. 237 mitgeteilt ist. DH) hat in ihrer Semesterschluß-Vollversammlung vom 25. Februar d. J. einmütig folgende Entschließung angenommen:

1. Die „Hallesche Theologenschaft" weist die Angriffe, die von Herrn Professor D. Rade, Marburg, gegen unseren hochverehrten Dozenten Herrn Geheimrat D. Eger gemacht sind, auf das Entschiedenste zurück. Für die „Hallesche Theologenschaft" gibt es nur einen Fall und das ist der Fall Dehn. 2. Wir Studenten der Theologie der Lutheruniversität Halle-Wittenberg stehen nach wie vor hinter den Ausführungen von Herrn Geheimrat D. Eger, die in jedem Punkt das Richtige aus der ganzen Sachlage, die wir Hallenser Studenten, in dieser Situation stehend, nur allein zu beurteilen imstande sind, getroffen haben. 3. Allen Angriffen, die sich in kommender Zeit gegen unseren verehrten Dozenten, Herrn Geheimrat D. Eger, zu dem wir Theologiestudenten unserer alma mater in unerschütterlichem Vertrauen stehen, richten werden, werden wir in der gebührenden Form zu begegnen wissen.

3

An Herrn D. Rade in Marburg.

Meine Bemerkung in Nummer 3 (1932) der Preußischen Kirchenzeitung lautet: „Eben erhalte ich den Artikel D. Rades in „Christl. Welt" 4 (1932) „Der Fall Eger und die Vorgänge in Halle". Der Ton, in dem der Artikel geschrieben ist, macht mir um der Selbstachtung willen eine Erwiderung unmöglich. Ich bin zur Auseinandersetzung mit D. Rade gerne bereit, wenn dieser in angemessenen Formen zum Ausdruck bringt, was er an den sachlichen Ausführungen meines Artikels in Pr Kz (1931 Nr. 24) sachlich zu beanstanden hat."

Auf die sachlichen Ausführungen meines Artikels geht D. R. noch in seiner neuesten Aeußerung in Nr. 5 der Chr. Welt sachlich überhaupt nicht ein. Ich werde ihm nicht eher antworten, als bis das geschehen ist, auch auf die Gefahr hin, daß er aus meinem Schweigen falsche Schlüsse auf die Richtigkeit gewisser von ihm gemachter Angaben zieht. Ich bin nicht in der Lage, von D. R. Belehrungen darüber entgegenzunehmen, wie ich mich als Kollege und als akademischer Lehrer zu verhalten habe. D. Eger

4

An Herrn D. Eger in Halle.

Herr D. Eger hat der CW eine Zuschrift zukommen lassen, in der er seine von mir bereits beantwortete Anmerkung aus Nr. 3 der „Preußischen Kirchenzeitung" wiederholt und neuerdings von mir eine „sachliche" Behandlung seines Artikels in Nummer 24 derselben Kirchenzeitung verlangt.

Ich habe aus jenem Artikel den Anlaß genommen, statt von einem „Fall Dehn", von einem „Fall Eger" zu reden. Ich habe unter diesem Titel zwei schwere Vorwürfe gegen D. Eger erhoben, die ich dann in unsrer Nummer 5 Sp. 237 nochmals präzisierte. Diese Vorwürfe waren rein sachlicher Art. Denn D. Eger weiß, und Jedermann kann wissen, daß zwischen ihm und mir auch nicht von ferne nur die geringste persönliche Differenz bestand. Es war eben das sachliche Aergernis, das ich an seinem Verhalten nahm, das mich zu jenem schweren Angriff veranlaßte. Eben diese sachlichen Vorwürfe werde ich gerne zurücknehmen, wenn D. Eger oder sonst irgend Jemand mich davon überzeugt, daß sie falsch waren.

Zur Erklärung der „Hallischen Theologenschaft": Es ist ihr gutes Recht, für ihren von mir angegriffenen Lehrer einzutreten. Ein letztes Wort zu der leidigen Angelegenheit werde ich ja noch zu sagen haben; es eilt mir damit nicht. Rade

5

D. Eger sagt, Rade hätte auf die sachlichen Ausführungen in seinem (Egers) ersten Artikel eingehen sollen. Gewiß ist in den beiden Aufsätzen Egers in der Preuß. Kirchenzeitung manches enthalten, worüber inhaltliche Erörterung möglich ist und lohnend sein könnte, z. B. darüber, in welchem Sinne der akademische Lehrer, wie Eger verlangt, das Vertrauen der Studenten haben muß, und in welchem Sinne es vielmehr gefährlich wird, diese Forderung zu erheben (sofern sie nämlich zu einer Demokratisierung unserer Hochschulen führen könnte). Aber was Rade in seinem Aufsatz: „Der Fall Eger" dargestellt und verurteilt hat, ist D. Egers persönliches Verhalten im Streit um Dehn und Egers erster Aufsatz als ein Stück dieses Verhaltens. Wenn D. Eger erklärt, er sei nicht in der Lage, von Rade Belehrungen darüber entgegenzunehmen, wie er sich als Kollege und akademischer Lehrer zu verhalten habe, so werden viele Leser mit mir bedauern, daß uns nicht vielmehr zu einem andern Bild der Vorgänge verholfen wird, denen Rades Aufsatz galt.

Verschiedenes

In Düsseldorf ist dem Presbyterium der evangelischen Gemeinde folgendes Schreiben zugegangen:

Die **kirchlich-liberalen Gemeindevertreter,** deren Erklärung urschriftlich beigefügt ist, **legen alle ihre kirchlichen Aemter** mit sofortiger Wirkung **nieder.** Zur Begründung dieses schwerwiegenden und uns allen außerordentlich schmerzlichen Entschlusses weisen wir auf die seit einem Vierteljahrhundert trotz aller Verbindlichkeit in den äußeren Formen in der Sache stets geübte religiöse Vergewaltigung hin, durch die uns ein Pfarrer unseres Vertrauens bei jeder Pfarrwahl verweigert worden ist. Diese Vergewaltigung widerspricht dem in der Kirche geltenden Recht der Minderheiten, sie widerspricht vor allem aber dem Geist der evangelischen Freiheit und Verantwortlichkeit und muß zuletzt den Geist wahrhaft evangelischen Gemeindelebens zersetzen. Da wir die Verantwortung dafür nicht tragen können, sind wir zur Niederlegung unserer Aemter gezwungen. Wir legen Wert darauf, zu erklären, daß wir nicht voreilig und starrsinnig den Bruch herbeigeführt haben, sondern durch Mitarbeit, persönliche Fühlungnahme und immer erneutes Suchen nach Verständigung (zuletzt durch Angebot der kirchenpolitischen Zusammenarbeit mit der gemäßigten Rechten) den Konflikt zu vermeiden suchten. Wir betonen ausdrücklich, daß unsere Kandidaten keine anstößigen Persönlichkeiten, sondern in der evangelischen Kirche und ihrer Arbeit wohlverdiente Pfarrer gewesen sind.

Im Namen und Auftrage der kirchlich-liberalen Gruppe: Kesseler, Falk.

Versammlungskalender

24. April bis 5. Mai Laienschulungslehrgang Apol. Zentrale Spandau
16.—20. Mai Bodenreformertag Danzig
17.—19. Mai Evangelisch sozialer Kongreß Karlsruhe
12.—18. August Weltbund für freies Christentum St. Gallen
31. August bis 2. Sept. Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen Wiesbaden
18. September Gustav-Adolf-Verein Leipzig
25.—28. September Ostasienmission Wiesbaden

Verantwortlich: Professor D. H. Mulert, Kiel, Feldstr. 120

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 4754
Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Sonderkonto Gotha

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 16. April

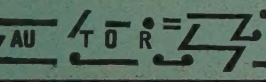
THEODOR ELLWEIN
EVANGELISCHE LEHRE
Eine Laiendogmatik

Geheftet etwa MK. 3.60, geb. etwa MK. 4.80

Es ist höchste Zeit, daß evangelische Männer und Frauen wissen, was der Inhalt ihres Glaubens ist. Immer mehr regt sich gerade unter den Gebildeten das Verlangen, sich über die Lehre unserer evangelischen Kirche zu unterrichten. Es genügt dem evangelischen Menschen der Gegenwart nicht mehr, was ihm vom Konfirmandenunterricht her, halb verstanden, noch in Erinnerung ist. Er ahnt, daß hinter dem von allerlei Vorurteilen abgelehnten Dogma das Leben sich birgt, daß ihm gerade jetzt und heute in dieser Notzeit eine Hilfe sein müßte, und daher sucht er nach einem Mittel, das ihm die so seltsame, vielgeschmähte und doch unausweichlich vor ihm stehende Dogmatik wieder zum Sprechen bringen könnte. — Aus diesem Grunde ist das obige Buch eine der wichtigsten Veröffentlichungen für die evangelischen Menschen unserer Zeit. Es führt sie in geradezu meisterhafter Weise ein in die Tiefe und den Reichtum evangelischer Lehre Es gibt ihnen aber auch auf ihre Fragen und Zweifel Antwort und will ihnen ein Führer werden zur Bibel. **Die evangelische Gemeinde steht vor einer entscheidenden Stunde. Hier wird ihr gezeigt, was evangelisch ist,** und ihr das Rüstzeug in die Hand gegeben, um dem Ansturm der nicht nur gegen das Erbe der Reformation, sondern gegen die Fundamente des Gottesglaubens überhaupt gerichteten Kräfte gewachsen zu sein. Auch für den Unterricht an den oberen Klassen der höheren Schulen ist dieses Buch unentbehrlich.

CHR. KAISER VERLAG / MÜNCHEN

Staatssekretär Heinr. Schulz erachtet *Scheithauers Stenografie* als die beste: nur machtpolit. Einflüsse hätten ihn zur Einführung der »Reichskurzschrift« gezwungen! Nur 42 Zeichen, kein Dick u. Dünn, keine Sigel, wirklich 20mal leichter als Reichskurzschr. Die Stenografie Scheithauer schreibt alle Laute der Sprache mit sichtbaren Zeichen, *Reichskurzschrift* und *Stolze-Schrey* schreibt Laute, Silben u. Wörter überwiegend in *Blendwerk* (Symbolik), z. B. Reichskurzschrift: *R* über der Zeile = *der*, *R* auf der Zeile = *er*, *R* unter der Zeile = *nur*, *Abendklänge = Abdecklänge*, *hemmenden Einflüssen = Hemdeneinflüssen!* Eine für die Reichskurzschrift verantwortliche Persönlichkeit erklärte wörtlich: »Ich sehe heute ein, daß wir mit der *Reichskurzschrift eine große Dummheit* gemacht haben, aber heute hängt die Existenz von einigen 100 Verlegern daran!« — »Ich kenne alle maßgebenden Systeme, wie *Gabelsberger, Reichskurzschrift, Stolze-Schrey, National*, aber so wie Ihre Stenografie hat mich noch keine begeistert; ich habe Ihr System in $1^1/_2$ Std. lesen können.« *Hans Karpenstein, Mühlhausen-Th.* — *Gabelsberger-Zeitung* über das System Scheithauer: »Es ist sehr einfach, außerordentlich deutlich, märchenhaft leicht erlernbar . . .« Die Stenografie Scheithauer ist die beste für parlament. Dienst, sie benutzt nur die sogenannt »*erstklassigen*« Zeichen der Schrift, im Gegensatz zu Reichskurzschrift und Stolze-Schrey, die *Hunderte von ganz minderwertigen Unterscheidungsmitteln* verwenden. — *C. W. Weidmann (München):* »Als junger Mann schrieb ich nach der Uhr bis annähernd 250 Silben in der Minute nach Scheithauer, um Stellung war ich daher nie verlegen . . .«



Scheithauer-Fibel 1 Mk. Lesebuch 1 Mk. Engl., franz., spanische Ausgabe 1 Mk.
Scheithauer-Verlag, Leipzig W 33/6.
Postscheck 52072.

Schönwald, Bad. Schwarzwald 1000 m ü. d. M. Schnellzugstation Triberg
Kurhaus Viktoria (Besitzer: Stuttgarter Jugendverein)
in schönster Lage. Behagliche Räume. Fließ. Wasser. Zentralheizung. Bäder. Liegekuren. Geschützte Terrasse. Sportplatz. Alkoholfreier Jahresbetrieb. Pension bei 4 Mahlzeiten inkl. Bedienung u. Heizg. v. Mk. 4.50 bis Mk. 5.—. Tel. 548 Triberg. Prospekte.

Werbt für die Christliche Welt
Probehefte auf Wunsch gern kostenlos auch direkt an aufgegeb. Adressen

Ursprungschule

Kloster Urspring, 550 ü. M. Post Blaubeuren-Land. Landerziehungsheim f. Knaben u. Mädchen. Höhere Schule bis Abitur. Kleine Klassen. Gesunde, stille Lage in schöner Landschaft. Gelegenheit für Grundschüler, die ges. Landaufenthalt brauchen.
Man verlange das Werbeheft!

In Haus oder Anstalt sucht gutempfohlene jüngere

Lehrerin,

die auch Erfahrung m. krankem Kinde hat, Beschäftigung. Realgymnasialbildung, Lehrerinnen-Examen, Erfahrung in Klassen- und Einzelunterricht.

Marianne Jadziewski
Leipzig C, Riebeckstr. 24

Nationale Zertrümmerung oder nationaler Aufbau?

Ein notwendiges Buch!

In Kürze erscheint:

Der Ruf unserer Zeit nach Menschwerdung

Die deutsche Schicksalsfrage im Lichte der Freimaurerei

von

Diedrich Bischoff

Preis drei Mark

Nicht nur für den „politischen" Menschen jeder Richtung. Für jeden, der einen Weg sucht aus der Not unserer Zeit. Keine Phantastereien, sondern klare Erkenntnisse und Forderungen.

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Tannenbergbund!

Nicht tönender Pathos der Entrüstung, — sondern klare Darstellung der Tatsachen — ist die beste Waffe in jedem Abwehrkampf. Scharbau gibt uns mit seiner Arbeit eine solche Waffe. Vor seiner scharfen Kritik entpuppt Mathilde Ludendorffs „Erlösung" sich als eine Tendenzschrift übelster, unsachlichster Art. Wer je mit dem Tannenbergbund zu tun hat, greife daher zu Scharbaus kleinem Buche. Christl. Freiheit

Unter den zahlreichen Gegenschriften eine der besten und der Beachtung weitester Kreise besonders wert. Deutsches Pfarrerblatt

Eine zuverlässige und notwendige Arbeit. Wer sich gründlich orientieren will, um im Notfall Rede und Antwort stehen zu können, dem sei dies Werkchen bestens empfohlen. Bad. Pfarrvereinsblätter

CARL ANDERS SCHARBAU

Mathilde Ludendorffs Verleumdung vom Diebstahl der Evangelien aus Indien und die Wahrheit

Indologische Randbemerkungen zu Mathilde Ludendorffs »Erlösung von Jesu Christo« und »Vom neuen Trug«

Preis 1.80 Mark

LEOPOLD KLOTZ VERLAG, GOTHA

Wichtige religiöse Gegenwarts-Fragen

Reich Gottes / Marxismus / Nationalsozialismus. Ein Bekenntnis religiöser Sozialisten. Herausgegeben von Georg Wünsch. *1931* ***M. 4.—****, in Ganzlwd. geb.* ***M. 5.50***

Inhalt: Leonhard Ragaz: Von der schweizerischen religiös-sozialen Bewegung zur dialektischen Theologie. — Georg Wünsch: Die Aufgabe des Marxismus in der Bewegung des Reiches Gottes. — Heinz Kappes: Der theologische Kampf der religiösen Sozialisten gegen das nationalsozialistische Christentum.

Paul Schütz, Säkulare Religion. Eine Studie über ihre Erscheinung in der Gegenwart und ihre Idee bei Schleiermacher und Blumhardt d. J. *(Beitr. z. system. Theol. 2) 1932* ***M. 11.—****, in Ganzlwd. geb.* ***M. 12.80***

Heinrich Frick, Was verbindet uns Protestanten mit der heiligen Elisabeth? 2. Ausgabe mit einer Tafel. *1932 (Sammlg. gemeinverst. Vortr. 156)* ***M. 1.50***

Wilhelm Koepp, Die gegenwärtige Geisteslage und die »dialektische Theologie«. Eine Einführung. *1930* *Steif broschiert* ***M. 3.60***

Friedrich Karl Schumann, Der Gottesgedanke und der Zerfall der Moderne. *1929* ***M. 14.40****, in Ganzlwd. geb.* ***M. 17.—***

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen

Abgeschlossen liegt jetzt vor

EGON FRIEDELL
KULTURGESCHICHTE DER NEUZEIT

1. Band: Einleitung / Renaissance / Reformation. 13.—17. Auflage. XII, 411 Seiten 4°. Geheftet M 11.—, Leinen M 14.50, Halbleder M 22.—

2. Band: Barock und Rokoko / Aufklärung und Revolution. 13.—17. Auflage. XII, 537 Seiten 4°. Geheftet M 12.50, Leinen M 16.—, Halbleder M 24.—

3. Band: Romantik und Liberalismus / Imperialismus und Impressionismus. 1.—12. Auflage. XII, 595 Seiten 4°. Geheftet M 14.—, Leinen M 18.—, Halbleder M 24.—

In einem längeren Aufsatz in der Neckar-Zeitung weist Otto Linck auf die tiefere Bedeutung dieser Kulturgeschichte hin:

„Mit den von der Presse immer wiederholten Schlagworten „unerhört amüsant, unerhört umspannend, unerhört gut geschrieben" u. dergl. ist es bei dieser Kulturgeschichte nicht getan ... Sie ist eine sehr ernst zu nehmende Auseinandersetzung, ein geistesgeschichtlicher Deutungsversuch, der nicht zum wenigsten unserer Gegenwart gilt und über sie hinaus in die Zukunft leuchten will ... Friedell ist in erster Linie Seher und Deuter; dazu berechtigt ihn sein ungewöhnlicher Instinkt für in Gang befindliche und kommende Umwertungen. Darum hat er auch die bezeichnende Vorliebe für alle Außenseiter der Wissenschaft, für die „genialen Dilettanten" im Sinne Goethes, von denen tatsächlich alle universalen geistigen Ereignisse zuerst geahnt werden. Friedell selbst gehört zu ihnen; im übrigen ist er ein prophetischer Geschichtsphilosoph wie Spengler, aber mit positivem, gläubigem Vorzeichen, letztlich ein Mystiker, der merkwürdigerweise eine weltmännische, pikante Sprache schreibt ... Lösbar ist das von Friedell gestellte Problem nur auf mystischem Wege; diesen Weg hat er daher in seinem Schlußkapitel konsequent eingeschlagen. Wenn er sich dabei auf verhüllte Andeutungen beschränkt, so ist es nicht Unvermögen oder mangelnde Sicherheit. Es ist Scheu; dem Mystiker sind die letzten Dinge nicht ausdrückbar, er kann sie nur erahnen, innerlich erleben, schauen ...

Das Licht, dessen Schein Friedell schon zu sehen glaubt, ist der magische, neu von Göttlichkeit durchdrungene Mensch."

C. H. BECK'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG MÜNCHEN